Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 28 (1969)

Rubrik: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Besprechungen – Comptes rendus

ALEXANDRU NICULESCU, *Individualitatea limbii române între limbile romanice. Contribuţii gramaticale,* Bucureşti (Editura ştiinţifică) 1965, 184 p.

Das Thema der Romanität des Rumänischen und der Wesenszüge, die es von den anderen romanischen Sprachen unterscheiden, wurde seit dem vorigen Jahrhundert von namhaften rumänischen und nichtrumänischen Romanisten mehrfach behandelt. Der Verfasser erwähnt sie auch. So u. a. Al. Philippide, O. Densuşianu, Kr. Sandfeld, G. Weigand, H. Barić, Fr. Miklosich, Th. Capidan, W. Meyer-Lübke, S. Puşcariu, M. Bartoli, A. Rosetti, I. Iordan u. a.

Das vorliegende Buch enthält eine mehr oder weniger systematische Zusammenfassung fast aller bisher formulierten Theorien über die Romanität des Rumänischen. Der Untertitel «Grammatikalische Beiträge» zeigt genau das vom Verfasser verfolgte Ziel. Er beschäftigt sich besonders mit der Morphologie und der Syntax, die dem Rumänischen seine besondere Stellung in der Romania einräumen.

Auch der Verfasser ist der Meinung, daß das so umstrittene Genus neutrum im Rumänischen existiert und daß es das lateinische Neutrum fortsetzt, während andere romanische Sprachen, wie das Italienische und das Französische, nur noch Reste des lateinischen Neutrums aufweisen (p. 16). Unserer Meinung nach besitzt aber das Rumänische ebenfalls nur Reste des lateinischen Neutrums. Diese sind aber hier zahlreicher als in anderen romanischen Sprachen, so daß sie in eine besondere Kategorie gestellt werden können. Sie können aber nicht als Neutra, sondern nur als Ambigena bezeichnet werden.

Die Höflichkeitspronomina, die sich im Rumänischen von denen aller anderen romanischen Sprachen unterscheiden, werden ausführlich (p. 31–32 und 41–43) behandelt.

Bei den Verben hebt der Verfasser als für das Rumänische charakteristisch das Supinum hervor. Er stellt Ausdrücke zusammen wie: *apă de băut, nimic de zis* und *mersul trenului, treieratul grîului. Mersul* und *treieratul* sind aber keine Supina. Sie sind Substantive geworden, wie auch die alten langen Infinitive (*cîntare, vedere*).

Bei der Erklärung des rumänischen Vokativs übertreibt man etwas den slavischen Einfluß. Die maskuline Form *bărbate, omule* ist unbestreitbar lateinischen Ursprungs. Die feminine ebenfalls: *frumoasă, bunică, Ileană, Marie.* Die Feminina haben auch eine Form auf *-o,* die slavischen Ursprungs ist, die aber nur in einem beschränkten Gebiet im Süden Rumäniens bekannt ist (*frumoaso, bunico*). Al. Rosetti – und mit ihm auch der Verfasser – gibt zu, daß der Vokativ im Rumänischen lateinisch ist. Sein Gebrauch sei aber durch den slavischen Vokativ verstärkt worden (p. 26). Es scheint aber, daß in der heutigen rumänischen Linguistik immer mehr die Tendenz existiert, vieles durch innere Entwicklung und nicht unbedingt, wie früher, durch slavischen Einfluß zu erklären. Von einem slavischen Einfluß kann man mehr in der literarischen rumänischen Sprache sprechen, da die alte Kanzlei- und Kirchensprache bei den Rumänen eine Zeitlang das Slavische war; viel weniger aber in der Sprache des Volkes.

Im Bereich der Pronomina findet der Verfasser Ähnlichkeiten zwischen dem Ru-

mänischen und dem Rätoromanischen, zum Teil auch dem Altfranzösischen, wegen der besonderen Formen für den Dativ und den Akkusativ (p. 31).

Der Verfasser zieht vielleicht zu oft Parallelen zwischen dem Rumänischen und dem Albanischen. Bei den Pronomina z. B. rum. *oarecare, oarecine, cineva* u. a., alb. *kushdo, tshdo* ist dies nicht nötig, da Formen wie die rumänischen auch in anderen romanischen Sprachen zu finden sind. Zum Schluß stellt er selbst fest, daß «die Merkmale der rumänischen pronominalen Flexion den lateinischen Grundstock der Sprache nicht überschreiten» (p. 39).

Der Verfasser zitiert öfters Kr. Sandfelds *Linguistique balcanique,* wo dieser viele Züge des Rumänischen durch die Balkansprachen erklärt. Hätte Sandfeld auch die romanischen Sprachen berücksichtigt, so hätte er manches nicht durch balkanischen Einfluß erklären müssen.

Das Kapitel über die Bejahung mit *da* im Rumänischen (p. 48–56) ist unseres Erachtens zu wenig diachronisch behandelt. Für die neueren Verhältnisse bringt der Verfasser dagegen ausführliche Belege. Die Rumänen pflegen, wie es auch die Römer taten und andere romanische Völker tun, die Bejahung im allgemeinen meistens nicht durch die Wiederholung der ganzen Frage, sondern nur durch die eines Wortes des Fragesatzes auszudrücken, auf das der Frageton fällt. So z. B.: *Ai fost la şcoală? – (Am) fost. Ai tu bani? – Am. Vii cu mine? – Vin. Vine şi el cu noi? – Vine* (oder *şi el*). *I-ai dat cartea? – I-am dat-o.* Wenn der Fragesatz kurz ist, kann man ihn ganz wiederholen. Dasselbe geschieht, wenn der Befragte Wert auf eine energische Antwort legt, z. B.: *L-ai văzut tu cu ochii tăi? – L-am văzut eu cu ochii mei.* Die Bejahungspartikel *da,* slavischen Ursprungs, ist, wie der Verfasser auch beweist, ziemlich neu im Rumänischen. Sie ist eine schwache, mildernde Bejahung. Der Verfasser hätte (p. 48) auch Beispiele aus der Bibel bringen können, da diese bekanntlich ziemlich alt sind. So z. B. Matth. 5,37 im Lateinischen: *sermo vester autem sit : est, est, non, non;* Kor. II, 1,17: ebenfalls *est, est, non, non.* Im Altrumänischen finden wir hier: *aşa, aşa; nu, nu;* oder *adevăr.* Erst später, in Übersetzungen aus dem vorigen und diesem Jahrhundert, finden wir *da.* In der rumänischen Volkssprache ist heute die Bejahungspartikel *da* selten zu hören. In manchen Fällen ist dieses *da* nicht das slavische *da,* sondern eine Abkürzung von *dar, dară,* was der Verfasser mit Beispielen auch beweist. *Dar* 'aber' wird in der rumänischen Volks- und Umgangssprache oft als *da* gesprochen: *Da' tu ce faci?, Da' tu unde te duci?* Das slavische *da* kam, wie der Verfasser feststellt, im 18. Jahrhundert aus dem Bulgarischen in die Sprache Südrumäniens (Munteniens). Im 19. Jahrhundert drang es in die literarische Sprache ein (p. 54). Sogar in Bessarabien, einem Gebiet, das stark unter russischem und ukrainischem Einfluß stand und noch steht, ist die Bejahung in erster Linie *aşa* (entsprechend dem lat. *sic*), und nur sporadisch wird hier *da* gebraucht (p. 55).

Der Verfasser vergleicht auch hier (unnötigerweise) das Rumänische mit dem Bulgarischen, nicht aber mit anderen romanischen Sprachen, wie der Titel des Buches erfordert hätte. Hätte er es getan, dann hätte er gesehen, daß die romanischen Sprachen z. B. manche Bejahungspartikel gemeinsam mit dem Rumänischen haben.

Was die spezielle Konstruktion des Akkusativobjekts mit *pe* im Rumänischen betrifft, so erwähnt der Verfasser auch das Spanische, das Portugiesische und das Süditalienische, die eine ähnliche Konstruktion (mit der Präposition *ad*) kennen. Rum. *văd pe copii,* sp. *veo a los niños.*

Der Gebrauch der Präpositionen mit dem Substantiv ohne den bestimmten Artikel ist im Rumänischen fast die Regel. In den anderen romanischen Sprachen gibt es nur

noch Reste davon. Nicht aber nur im Altfranzösischen (wie der Verfasser p. 64 behauptet), sondern auch im heutigen Französisch gibt es Fälle, in denen der bestimmte Artikel nicht gebraucht wird. So wird z. B. die Präposition *en* überhaupt ohne bestimmten Artikel gebraucht: *en chemin, en tête.* Aber auch andere Präpositionen: *à cheval, à pied, sur terre* (cf. auch dt. *zu Pferd, zu Fuß, auf Erden*). Auch hier ist es unnötig, das Albanische heranzuziehen (p. 64).

Zwischen den rumänischen Ausdrücken *prietenul meu este laş* und *prietenul meu este un laş* besteht ein Unterschied. Im ersten Satz ist *laş* Adjektiv, im zweiten Substantiv. Sonst gebraucht der Rumäne – und auch andere Romanen – in solchen Fällen überhaupt den unbestimmten Artikel nicht. Ein Satz wie *eu sînt un român* 'ich bin ein Rumäne' ist rumänisch – und auch romanisch – nicht korrekt.

Grundsätzlich gibt es zwischen dem Rumänischen und den anderen romanischen Sprachen keinen bedeutenden Unterschied, was den Gebrauch des bestimmten Artikels bei manchen Namen betrifft, obwohl dies der Verfasser zu glauben scheint (p. 66). So wird z. B. im Rumänischen *Dumnezeu* 'Gott' genau wie it. *Dio,* sp. *Dios* und fr. *Dieu* ohne Artikel gebraucht. Auch bei Verwandtschaftsnamen kann man im Rumänischen den Artikel weglassen: *tată-meu, soră-mea, frate-tău, vară-ta, tată-său(su), mamă-sa.*

Der Verfasser erklärt die Häufigkeit des Gebrauchs des Gerundiums im Rumänischen durch slavischen Einfluß (p. 71–72). Dieser Gebrauch ist aber lateinisch und in allen romanischen Sprachen üblich. Der auf p. 72 zitierte Satz mit drei Gerundien kann auch in anderen romanischen Sprachen durch dieselben Gerundien übersetzt werden.

Über das direkte präpositionelle Objekt in den romanischen Sprachen bringt der Verfasser eine Fülle von Beispielen. Das Problem wird aber dadurch nicht geklärt.

Im kurzen, aber interessanten Kapitel über die adversativen Konjunktionen in den romanischen Sprachen (p. 100–106) stellt der Verfasser fest, daß das Rumänische diesbezüglich konservativer als die anderen romanischen Sprachen und dem System der lateinischen Adversativen näher ist. Ebenso aufschlußreich ist das Kapitel über *super* in den romanischen Sprachen (p. 107–140). Auch hier hebt der Verfasser Unterschiede zwischen dem Rumänischen und den anderen romanischen Sprachen hervor. Während diese Nachfolger des lat. *versus* haben, hat das Rumänische zwei Präpositionen: *către* und *spre.* Dadurch bestätigt sich die Eigentümlichkeit des Rumänischen, die W. Meyer-Lübke bemerkt hatte (p. 140).

In seinen Schlußfolgerungen betont der Verfasser, daß «die grammatikalische Struktur der rumänischen Sprache lateinisch ist und die Elemente, die sie von den anderen romanischen Idiomen trennen, im allgemeinen nicht ihre Charakteristika erster Bedeutung bilden ... Die grammatikalische Individualität des Rumänischen besteht in der Bewahrung einiger lateinischer Züge, die die anderen romanischen Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung aufgegeben haben, sowie in einer Reihe von Eigentümlichkeiten, die sie mit der Zeit, infolge des Kontaktes mit der sprachlichen Umgebung oder durch interne Neuerungen angenommen hat ... Alles, was im Rumänischen als nichtlateinisch oder nichtromanisch betrachtet werden könnte, kann auch in anderen romanischen Sprachen, mit anderem Gewicht im System, entdeckt werden ... Nihil in dacoromanico quod non est in latino» (p. 41). «So ist die rumänische Sprache eine Brücke zwischen der Romanität und Nichtromanität im Osten Europas» (p. 142).

In einem Anhang bespricht der Verfasser zunächst das Buch von G. Rohlfs, *Die lexikalische Differenzierung der romanischen Sprachen. Versuch einer romanischen*

Sprachgeographie, München 1954. Er analysiert besonders diejenigen Teile der Arbeit von Rohlfs, die sich auf die rumänische Sprache beziehen, was wir zum Teil bereits getan haben (cf. *Orbis 4* [1955], 539–543). Der Verfasser korrigiert oder ergänzt die von Rohlfs unternommene Studie.

In einem weiteren Aufsatz des Anhangs beschäftigt sich der Verfasser mit den romanischen Dialekten in Istrien. Während M. Deanović das Istrische als eine eigene romanische Sprache bezeichnet, ist der Verfasser der Meinung, daß die istrischen Dialekte eher als Übergangsdialekte zwischen dem östlichen und südlichen Illyroromanischen und dem westlichen Gallo- und Rätoromanischen anzusehen sind. Das Istrische ist im Südosten so etwas wie das Frankoprovenzalische im Westen.

In einem letzten Aufsatz erwähnt der Verfasser rumänische Arbeiten zur romanischen Sprachwissenschaft (p. 167–181), angefangen mit dem 18. Jahrhundert. Der Verfasser nimmt Stellung gegen Al. Graur und I. Coteanu, die, um die Einheit des Rumänischen zu brechen, behauptet haben, das Mazedo-, Megleno- und Istrorumänische seien unabhängige romanische Sprachen, so daß sie eine neue Gruppe von vier ostromanischen Sprachen annahmen. Gegen diese Theorien haben sich alle rumänischen Linguisten gewandt. I. Coteanu behauptete außerdem, das Istrorumänische sei eine Sprache, die sich bereits auf dem Wege des Verschwindens befinde, was andere Linguisten bestritten haben.

Arbeiten von rumänischen Linguisten, die heute außerhalb der rumänischen Staatsgrenzen leben, erwähnt der Verfasser hier nicht.

Obwohl der Verfasser, wie bereits erwähnt, zu oft geneigt ist, bei der Behandlung rumänischer Sprachprobleme unbedingt Parallelen zum Albanischen und zum Slavischen zu ziehen, erklärt er jedoch nicht, wie man dies schon oft getan hat, alles, was im Rumänischen nicht mit den anderen romanischen Sprachen übereinstimmt, durch das Balkanische oder das Slavische. Im Rumänischen können, wie auch anderswo, manche Spracherscheinungen durch das Substrat oder durch die eigene spezifische Entwicklung des Ostlateins erklärt werden.

Das Buch Al. Niculescus ist eine interessante und aufschlußreiche Arbeit, obwohl der recht lockere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Kapiteln auffällt: das Buch besteht aus mehreren Einzelaufsätzen. Daher manchmal auch eine unnötige Wiederholung einiger Probleme, wie z. B. das der Pronomina (p. 31–32 und 41–43).

Im Hinblick auf eine leichtere Benutzung wäre es vielleicht nützlich gewesen, das Buch mit einem kleinen Namen- und Wortindex sowie mit einer kurzen Bibliographie zu versehen.

Ion Popinceanu

*

HANS-PETER EHRLIHOLZER, *Der sprachliche Ausdruck der Kausalität im Altitalienischen,* Diss. Bern, Winterthur (P. G. Keller) 1965, X + 129 p.

Die italienische Syntax wurde bisher, besonders in die Tiefe, verhältnismäßig wenig erforscht. Deshalb sind sorgfältige Detailuntersuchungen wie die vorliegende hochwillkommen. Das gewählte Thema ist um so interessanter, als der Ausdruck der Kausalität neben dem grammatischen einen stilistischen Aspekt besitzt. Der die Causa umfassende Redeteil kann auch auf andere Art als mit Hilfe von Präpositionen und Konjunktionen ausgedrückt werden; aus diesem Grunde hat Ehrliholzer Formen und

Konstruktionen wie die Infinitive, Gerundien und Partizipien berücksichtigt, «deren gelegentlich kausaler Sinn sich nur aus dem Satzzusammenhang ergibt und oft nicht sicher von der temporalen, instrumentalen, finalen, konzessiven usw. Bedeutungsfärbung geschieden werden kann. Wird durch diese Mittel die Kausalidee mehr suggeriert als direkt ausgedrückt, so wird sie oft noch unbestimmter angedeutet und vom Leser vielleicht zu Unrecht erschlossen, andererseits gerade wegen dieser Unbestimmtheit und weil sie sprachlich durch kein spezielles Zeichen sichtbar gemacht wird, gelegentlich übersehen in Satzteilen, Sätzen und Satzgefügen, die seltener und sekundär Träger einer Umstandsbestimmung sind, wie etwa Attribute, Appositionen, Relativsätze, äußerlich unabhängige und unverbundene Hauptsätze usw.: Auch diese Fälle, die sich z.T. ganz am Rande der kausalen Bedeutungszone befinden, werden kurz behandelt» (p. 1).

In der Einleitung (p. 1–6) charakterisiert der Verfasser das Wesen und die Aspekte rationaler und psychologischer Natur der Kausalität und greift gelegentlich der folgenden Darstellung vor. Ein Blick auf die Bibliographie, den man beim Lesen der Einleitung naturgemäß wirft, zeigt, daß ein kapitales Werk zum Thema nicht berücksichtigt wurde: Joszef Herman, *La formation du système roman des conjonctions de subordination,* Berlin 1963; ebensowenig: Dag Norberg, *Syntaktische Forschungen auf dem Gebiet des Spätlateins und des frühen Mittellateins,* Uppsala 1943 (p. 232–242: Zur Geschichte der Konjunktion *quod*). Für das Grundsätzliche auf dem Gebiet der Präpositionsforschung wäre es auch nützlich gewesen, die scharfsinnige Studie von Adolphe Jaeggi, *Le rôle de la préposition et de la locution prépositive dans les rapports abstraits en français moderne, RH 58,* Berne 1956, einzusehen.

Unter «Altitalienisch» versteht Ehrliholzer die Sprache, die in Italien vom Erscheinen der frühesten Texte des Volgare bis etwa um 1300 geschrieben (und gesprochen) wurde. Es ist sicher richtig, und der italienischen Sprachentwicklung gemäß, daß er sich nicht starr an die Jahrhundertwende als Terminus ad quem hält, sondern auch Beispiele aus den folgenden Dezennien anführt. Der Süden der italienischen Halbinsel ist in den untersuchten Texten spärlich vertreten, da aus diesen Gebieten größere Sprachdenkmäler aus der ältesten Zeit nur in kleiner Zahl vorhanden sind.

Die Ausdrucksmöglichkeiten der Kausalität werden nach Wortarten und Konstruktionen, in der Reihenfolge ihrer Frequenz und ihrer mehr oder weniger spezifischen Eignung als Ausdruck der Kausalität, dargestellt. Zuerst die Präpositionen: *per; pro* [= *por*], *di, a, da, in; sopra, sotto, dietro;* die präpositionalen Wendungen: *per ragione di, per cagione di, a cagione di, per amor di, per lo fatto di, da parte di, grazia di* (p. 7–21). – Es folgen die kausalen Konjunktionen, wobei man sich klar sein muß, daß, im Gegensatz zum Latein, zum modernen Französisch und zum Deutschen, das Italienische keine Konjunktion besitzt, die ausschließlich und eindeutig beigeordnete Kausalsätze einleitet. Wohl dient besonders *chè,* aber auch *perchè,* zur Koordinierung, doch können beide ebensogut subordinierend sein. Aus diesem Grund verzichtet Ehrliholzer auf eine entsprechende Einteilung nach bei- und unterordnenden Konjunktionen. 1) Eingliedrige, synthetische Konjunktionen: *chè – che* (*che* des Frage- und Erkenntnisgrundes, *che* nach Verben der Gemütsbewegung usw., *che* nach Ausrufen), *ca, car, onde, donde, (si)come; comunque, quando, se, quanto = in quanto, ove, si, e.* – 2) Mehrgliedrige, analytische Konjunktionen: zunächst die mit der Präposition *per* gebildeten: *perchè, imperchè, però che, imperò che, perciò che, imperciò che, impercionde che, però ca, imperò ca, perciò ca, imperciò ca, perciò car; per quel(lo) che, in per quello che, per questo che, per tanto che, per cagione che, per ragione che, per tanto ca.* Dann die

mit anderen, teilweise kausalen Präpositionen gebildeten: *di che, secondo che; di ciò che, acciò che, in ciò che; di quello che, con quel che, secondo quel che, in tanto che, a cagione che, so cagione che.* Ferner Konjunktionen, die mit Präpositionen, Adverbien oder Substantiven temporalen Sinnes gebildet sind. Vorzeitigkeit: *poichè, dopoi che, da poi che, poi da che, da che, daschè, poscia che;* Gleichzeitigkeit: *or che, adesso che;* andere: *giacchè, fin che, in fin che, per fin che, de fin che, denfin che, tam fin che, donfina (a) tanto che.* – 3) Eingliedrige, «unvollständige» Konjunktionen; kausale: *per, però, imperò, perciò, imperciò, acciò;* temporale: *poi, da poi, già.* – 4) Mehrgliedrige, «pleonastische» Konjunktionen: *come che, domentre che, onde che, donde che, ove che; perchè ca, imperchè ca.* – 5) Konjunktionen, die mit Hilfe verbaler Elemente gebildet sind: *con ciò sia cosa che, con ciò sia che, con ciò fosse cosa che, con ciò fosse che, avvegna che, dato che* (p. 21–76).

Im folgenden Kapitel (p. 76–90) werden die konklusiven Konjunktionen und Adverbien behandelt, da das konklusive Satzgefüge sehr oft nur eine mehr oder weniger willkürliche Umkehrung des kausalen Satzgefüges ist und letztere Beziehung lediglich an einer anderen Stelle ausdrückt (dt. *deshalb, daher*). Zudem sind die Konklusivpartikeln im Italienischen zum größten Teil mit Hilfe kausaler Präpositionen und Substantive zusammengesetzt und dienen selbst wieder zur Bildung kausaler Konjunktionen. 1) Zurückweisende Konklusivkonjunktionen und -adverbien: *onde, laonde, donde, dove; per che, di che, per lo qual, de qual, per la qual cosa; però, imperò, perciò, imperciò, per amor di ciò, di ciò, acciò; per questo, per quello, per tanto; per questa ragione* usw. – 2) Vorwärtsweisende Konklusivkonjunktionen und -adverbien: *dunque, ora, allora, sì* usw. – 3) Übrige: *ne* (mit Varianten), *(im)perciò che* usw.

In den weiteren Kapiteln kommen die übrigen Ausdrucksmittel der Kausalität zur Darstellung: Fragepartikeln (p. 91), nominale Verbalformen: Infinitiv, mit und ohne Präposition (p. 92–95), Gerundium (p. 96–99), Partizip Präsens (p. 100), Partizip Perfekt (p. 101–103), Relativsätze (p. 104–105), *sì, tanto* usw. auf einen Satz zurückweisend (p. 105), Sätze statt Präposition oder Konjunktion (p. 105–106), kausative Verben (p. 106–107); endlich Fälle, in denen eine vorhandene Kausalität nicht expressis verbis ausgedrückt wird (p. 108–109).

Der vorstehende Katalog zeigt, daß dem Altitalienischen um 1300 ein erstaunlich gut entwickeltes System von Formen und Konstruktionen zum Ausdruck des Kausalgedankens zur Verfügung stand[1]. Der Verfasser gibt im Laufe seiner Studie für jeden Fall einen ebenso scharf- wie feinsinnigen Kommentar zu den reichlich zitierten Beispielsätzen. In der Zusammenfassung (p. 110–121) und den Schlußbemerkungen (p. 122–125) finden wir sprachhistorische Erwägungen, solche über die Frequenz der einzelnen Ausdrucksmittel und über ihre regionale Verbreitung (z. B. *ca* im Süden), die von hohem Interesse sind. Wichtig scheint mir die Feststellung prospektiver Natur: «So ist es deutlich, daß das Altitalienische und, wie mir scheint, besonders das Toskanische am Ende des 13. Jahrhunderts unter den vielen neuentstandenen Konjunktionen eine gewisse Auslese zu treffen beginnt; daß sich damit schon ein Ansatz zu einem

[1] «Das hängt u. a. wohl damit zusammen, daß die Kausalität eine verhältnismäßig einfache logische Kategorie ist, die sich direkt aus den konkreten Vorstellungen der Zeit, des Ortes, des Mittels herleiten läßt. Es erklärt sich aber auch durch die allgemeine Bedeutung der Kausalität im menschlichen Denken und im besondern auch im Denken einer erwachenden, zum Bewußtsein ihrer selbst gelangenden Kultur wie der italienischen des 13. Jahrhunderts» (p. 122).

allgemeinen Gebrauch abzeichnet. Bevorzugt wird dabei (abgesehen von *chè*) die Gruppe der synonymen, mit *per* gebildeten *perchè, però che* und *(im)perciò che,* wohl deshalb, weil sie das Ergebnis eines Kompromisses unter den in der Bildung und Auswahl der Kausalkonjunktionen wirksamen Tendenzen sind und so den verschiedensten Ansprüchen genügen können: Sie sind (mit Ausnahme von *imperciò che*) ziemlich kurz und können relativ leicht zu einer morphologischen Einheit, zu einem Wort zusammenwachsen (besonders *perchè*). Dank der Einfachheit, der leichten Verständlichkeit und der weiten Verbreitung ihrer einzelnen Elemente erhalten sie allgemeinen Verkehrswert und sind sie nicht an eine bestimmte Region oder Stilgattung gebunden. Die Präposition *per* verleiht ihnen die Klarheit, Motiviertheit und semantische Autonomie, ohne daß aber ihre Bedeutung allzu eng beschränkt wäre: Sie dienen dem Ausdruck von Bei- und Unterordnung und bezeichnen den neuen und, je nach ihrer Stellung, oft auch den bekannten Grund; besonders *perchè* hat gelegentlich noch weitere kausale Funktionen. Eine gewisse Anschaulichkeit erhalten die beiden andern Zusammensetzungen durch ihr demonstratives Element, besonders *ciò*. Eine Verwechslung von *perchè* mit der gleichlautenden finalen oder konzessiven Konjunktion wird durch die Verschiedenheit des Modus, den sie regieren, praktisch ausgeschlossen. Nur das ziemlich gebräuchliche konklusive *per che* beeinträchtigt sein kausales Homonym wohl bis zu einem gewissen Grade, kann aber seine Ausbreitung nicht aufhalten und wird unter seinem Druck schließlich selbst eliminiert» (p. 118). Vergleicht man die hohe Zahl von Präpositionen und Konjunktionen mit kausaler Anwendungsmöglichkeit im Altitalienischen mit den modernen, schriftsprachlichen Verhältnissen, so sieht man, wie intensiv die Auslese gewesen ist.

Ehrliholzer hat seine Untersuchung vornehmlich vom Standpunkt der «langue» aus vorgenommen. Eine Betrachtung des Materials im Rahmen der «parole» kommt entschieden zu kurz, obwohl einige Ansätze dazu vorhanden sind, zum Beispiel die Feststellung, daß gewisse Konjunktionen an eine bestimmte Dichtungsgattung gebunden sind (p. 116), oder, daß «*ein einzelner Autor* (von mir kursiv gesetzt) von den ihm zur Verfügung stehenden und ihm wohl zum größten Teil bekannten Konjunktionen aktiv nur ziemlich wenig, nämlich im Durchschnitt 6–9, in kausaler Bedeutung» verwendet (p. 117), oder, daß «*ein Autor* nur 3–4 Konklusivpartikeln einigermaßen geläufig, d.h. in jeweils mehr als 10% aller konklusiven Belegstellen» braucht (p. 120), oder, daß Dantes kausaler Stil im Convivio «in manchem moderner und persönlicher als der seiner Zeitgenossen» ist (p. 123). Es wäre zweifellos wertvoll gewesen, die Anwendung sämtlicher Ausdrucksmöglichkeiten der Kausalität innerhalb eines selben Autors oder Textes zu untersuchen und statistisch festzustellen. Der Verfasser ist der Gefahr nicht entgangen, der viele Erforscher mittelalterlicher Sprachprobleme, seien sie syntaktischer oder lexikalischer Art, erliegen, nämlich die Aktualisierung der von der «langue» zur Verfügung gestellten Mittel im individuellen Stil zu wenig zu beachten, wobei sich als «langue» das ermitteln ließe, was bei einer Vielzahl von Autoren oder Texten derselben Region konstatierbar ist. Ich habe bei einem modernen Autor die Probe aufs Exempel gemacht, und zwar habe ich den Schriftsteller und Philosophen Michele Federico Sciacca gewählt. Bei einem Philosophen spielt die Kausalität naturgemäß eine große Rolle, und auch in seiner, in persönlicherem Stil geschriebenen Autobiographie (*La Clessidra,* Marzorati, Milano ³1960, I. Teil, p. 15–98) durfte man a priori eine Menge von Kausal- und Konklusivsätzen erwarten. Es ergab sich folgendes Bild:

Kausalität ausgedrückt durch die Präposition *per* + Substantiv (inkl. präpositionale Wendungen wie *per assenza di, per diritto di, per grazia di*)	27	
per + Infinitivsatz	1	
per + Relativsatz	2	30 Beispiele
Präposition *da* + Substantiv		7 Beispiele
Präposition *con* + Substantiv		1 Beispiel
Kausalsätze eingeleitet durch die Konjunktion *perchè*		21 Beispiele
Kausaler Ausdruck mittels Gerundium		4 Beispiele
Kausaler Ausdruck mittels Partizip Perfekt		8 Beispiele
Kausaler und konklusiver Ausdruck in Hauptsätzen, inkl. Infinitivsubjektsätzen, Relativsätzen usw.		20 Beispiele
Konklusivsätze eingeleitet durch *perciò*		7 Beispiele

Diese Statistik zeigt, daß, neben einer erheblichen Reduktion der Zahl der kausalen und konklusiven Präpositionen, Konjunktionen und Adverbien gegenüber der mittelalterlichen Vielfalt, Sciacca es in etwa einem Drittel der Fälle vorzieht, die Kausalität nicht grammatisch explizit, d.h. unter Verwendung von Präpositionen oder Konjunktionen, zu formulieren. Ähnliche Sachverhalte ließen sich zweifellos auch bei mittelalterlichen Autoren feststellen.

C. Th. G.

*

PHILIPP AUGUST BECKER, *Zur romanischen Literaturgeschichte. Ausgewählte Studien und Aufsätze,* hg. von MARTHA ELLEN BECKER, Geleitwort von HUGO FRIEDRICH, München (Francke) 1967, 783 p.

Philipp August Becker wurde am 1. Juni 1862 in Mühlhausen im Elsaß geboren. Er studierte zunächst protestantische Theologie in Neuchâtel, wandte sich dann aber in Straßburg der romanischen Philologie zu. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo er Gaston Paris und Ferdinand de Saussure hörte, promovierte er 1888 bei Gustav Gröber in Straßburg. Zwei Jahre später habilitierte er sich in Freiburg i. Br.; er wurde 1893 Professor für französische Literatur in Budapest, zog 1905 nach Wien und gelangte schließlich nach Leipzig (1917–1930). Nach seiner Emeritierung kehrte er als Honorarprofessor nach Freiburg zurück (1930–1934) und las nach dem Kriege (1945–1947) als Professor emeritus wieder in Leipzig. Dort starb er am 21. November 1947, fünfundachtzigjährig.

Für Becker zählte vor allem eins: der tatsächlich vorhandene Text. Er war wohl einer der gründlichsten Kenner der älteren französischen Literatur, die es je gab. Der Text war der Ausgangspunkt, zu dem er immer wieder zurückkehrte, der ihn nie zur Ruhe kommen ließ, den er stets besser zu erfassen versuchte. Wenn er mit dreißig Jahren seine Gedanken zu einem literarischen Phänomen formulierte, spann er sie oft als Fünfzigjähriger weiter, verwarf, formulierte neu und nahm das Problem als Achtziger wieder auf. Literaturgeschichte sei Darstellung eines Werdegangs, einer fortwährenden Wandlung, sagte er. Diese Wandlung gilt auch für sein kritisches Bemühen. Glaubte er aber einmal eine Wahrheit erkannt zu haben, so setzte er sich mit Vehemenz dafür ein. Ob seine Theorien alle noch Bestand haben, ist hier weniger wichtig als der Umstand, daß uns seine Studien außerordentlich vielfältige Anregun-

gen vermitteln. Was Joseph Bédier vor sechzig Jahren von Becker sagte, gilt auch heute: « Il observe et pense par lui-même; il oblige à penser. Il a le goût du fait concret et des explications réalistes et en même temps le pouvoir de muer les faits en idées et de lier ces idées en systèmes. »

Als Vierzigjähriger hatte Becker eine *Geschichte der spanischen Literatur* (1904) und einen *Grundriß der altfranzösischen Literatur* (1907) geschrieben. Die unvollendeten programmatischen Betrachtungen, etwas ungenau *Literaturgeschichtliche Forschung nach Gattungen* betitelt (aus dem Nachlaß), welche den vorliegenden Sammelband eröffnen, erklären vielleicht, weshalb Becker sich in späteren Jahren nicht mehr zu einer Gesamtdarstellung der ihm so vertrauten Literatur hat entschließen können. Er schreibt: « Überall, wohin man geht und wo man schaut, stößt man immer wieder auf den Primat der Dichterpersönlichkeit, deren geistige Entwicklung die Leistungen bedingt, und auf die verwirrende Menge der äußeren Einflüsse, und immer klarer wird die Einsicht, daß die Literatur keine autonome Geschichte hat, sondern daß man auf einen Kompromiß zusteuert, dessen zufriedenstellende Bewältigung eine Frage der glücklichen Eingebung und der darstellerischen Begabung ist, wobei die Einstellung in Kapitel und Paragraphen das Fehlen der Kontinuität verdecken muß. Alle diese Sorgen wird man los, wenn man sich nicht auf die Literaturgeschichte, sondern auf die literaturgeschichtliche Forschung verlegt; denn dann kann man den Problemen nachgehen, bis man zu ihrer Lösung vordringt, man braucht nur zu sagen, was man positiv erkannt und festgestellt hat, ohne sich um Zusammenhang und Geschlossenheit zu kümmern, die doch ohne Kunstgriffe nicht zu erreichen sind, und es darf einem auch gleichgültig sein, ob das Neuentdeckte noch in das Fachgebiet gehört oder dessen Grenzen überschreitet » (p. 13). Das in diesen Sätzen ausgesprochene Programm illustrieren die gesammelten Studien zur romanischen Literaturgeschichte aufs beste. Sie vereinigen spätere Arbeiten und nehmen fast ausnahmslos Themen wieder auf, mit denen sich der Gelehrte schon in früheren Jahren beschäftigt hatte. Die ältere Versgeschichte, die altfranzösische Epik und die französische Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts bilden die Kernzonen von Beckers Forschungen. Im vorliegenden Sammelband kommen diese drei Gebiete alle ausführlich zur Darstellung.

Die Beiträge zur Lyrik des Mittelalters werden eingeleitet durch zwei Studien aus dem Jahr 1932: *Vom christlichen Hymnus zum Minnesang,* und *Die Anfänge der romanischen Verskunst,* zusammen fast 120 Seiten. Der siebzigjährige Becker nimmt hier in meisterhafter Weise Probleme wieder auf, die ihn schon als Student und Habilitand beschäftigt haben. Der erstgenannte Aufsatz untersucht den Vers- und Strophenbau der mittellateinischen Hymnendichtung, während sich der zweite mit den ältesten französischen Dichtungen befaßt. Wichtig ist die grundsätzliche Feststellung, daß die reine Buchliteratur in lateinischer Sprache für die Entstehung der romanischen Verskunst nicht in Betracht kommt. Die Vermittlung übernimmt das Kirchenlied. Weiter: die Laissenform ist eine Neuschöpfung, die sich nicht aus der lateinischen Tradition herleiten läßt, sondern « aus dem gebieterischen Bedürfnis des rezitativen Vortrags » geboren wurde. Zu Wilhelm von Aquitanien: der strophische Bau seiner *chansoneta nueva* geht auf die jüngere Sequenz zurück, ist also « eminent zeitgebunden », da es 25 Jahre früher die jüngere Sequenz noch gar nicht gab. Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Beckers Studien bleiben hier grundlegend[1].

---

[1] Sie sind auch durch neuere Arbeiten nicht überholt worden. Cf. etwa Michel Burger, *Recherches sur la structure et l'origine des vers romans,* Thèse Neuchâtel 1957;

Der Aufsatz *Rosa fresca aulentissima* (1936) gilt metrischen Fragen, besonders dem Problem des Versausgangs, wobei wieder lateinische Paralleltexte beigezogen werden. – Es folgt die Studie *Vom Morgenhymnus zum Tagelied* (aus dem Nachlaß), deren Titel schon ankündigt, daß in den Augen Beckers das Tagelied der Minnesänger einen Vorläufer im christlichen Morgenhymnus hat. Obschon es sich um zwei wesenhaft verschiedene Erscheinungen handelt, glaubt Becker schließen zu dürfen, daß nur da ein Tagelied als Modedichtung aufgekommen ist, wo vorher die Morgenhymnen in Gebrauch gewesen sind. Die vorgeschlagene Hypothese impliziert, wie so oft, eine grundsätzliche Haltung der Literatur- und Kulturgeschichte gegenüber. Becker betrachtete die volkstümlichen Theorien stets mit Skepsis[2]. – Die Studien zur Lyrik werden durch eine kurze, stets auf die Biographie Rücksicht nehmende Würdigung des Trouvère *Conon de Béthune* abgeschlossen (aus dem Nachlaß).

Den Auftakt zu den epischen Studien bildet die fast neunzigseitige Abhandlung *Vom Kurzlied zum Epos* (1940). Es geht hier um die heiß umstrittene Frage der Frühformen der Epik. Becker, der «Positivist», läßt sich nicht auf theoretische Erörterungen ein, sondern hält sich an die vorhandenen greifbaren Belege, um sich sein Urteil «nach den tatsächlichen Befunden der Wirklichkeit» zu bilden, d.h. nach den erhaltenen lateinischen Kurzliedern aus der Merowingerzeit bis zum 11. Jahrhundert. Seine Schlußfolgerung: «... da müssen wir sagen, daß nichts in der Entwicklung, die wir durch vier oder fünf Jahrhunderte verfolgt haben, auch nur im geringsten eine Neigung des Zeitgedichts erkennen läßt, sich über den ihm zugemessenen Rahmen hinaus zu einem umfangreicheren Gebilde, zu einem epischen Kurzlied, auszuwachsen» (p. 251). Für das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts gibt es Kurzlieder ansehnlichen Umfangs (aber nicht im Ausmaß einer *chanson de geste*), die eine Parallelerscheinung zu den gereimten Heiligenleben bilden. Schließlich jedoch war es die Einwirkung des Rolandsliedes, die verhinderte, daß «die eben einsetzende Entfaltung der Kurzepen zu keinem rechten Gedeihen kam» (p. 263).

Eine vierseitige Notiz (*Der distichisch-tristichische Rhythmus im Rolandslied;* 1927) leitet über zu einem längeren Aufsatz zum Rolandslied (*Streifzüge durch die altfranzösische Heldendichtung. Das Rolandslied;* 1937), wobei es sich beinahe von selbst versteht, daß es sich für einen Forscher, der mit Vehemenz die individuelle Schöpfung dieser *chanson de geste* vertritt, um die Oxforder Fassung handelt. Man muß bedenken, daß 1937 die Anhänger der Theorie einer weit zurückliegenden, anonymen Epentradition erst durch Ferdinand Lot etwas Schützenhilfe erhalten hatten. Wir wollen hier nicht in den Gelehrtenstreit eingreifen, sondern Becker selber zu Wort kommen lassen. Lapidar und überzeugt verkündet er: «Wer behaupten kann, das Werk sei nicht aus einem Guß, hat es eben nicht verstanden.» Das Rolandslied soll «mit Liebe

---

Dag Norberg, *Introduction à l'étude de la versification latine médiévale,* Stockholm 1958; die Arbeiten von Heinrich Lausberg (die allerdings nicht immer zu überzeugen vermögen). Es darf nicht vergessen werden, daß Beckers Habilitationsschrift *Über den Ursprung der romanischen Versmaße* (1890) auf diesem Gebiet wegweisend war.

[2] Im Anhang zu seinem Aufsatz gibt Becker seine persönliche Interpretation des französischen Tageliedes *Gaite de la tor.* – Für die Einordnung des Tageliedes in die «Weltliteratur» liegt heute eine umfassende Studien- und Textsammlung vor: *EOS. An Enquiry into the Theme of Lovers' Meetings and Partings at Dawn in Poetry,* edited by A.T. Hatto, London – The Hague – Paris 1965, 854 p. Der Beitrag zum altprovenzalischen und altfranzösischen Tagelied (p. 344–389) stammt von B. Woledge.

und Verständnis» gelesen werden, dann wird man auch, etwa im berühmten *Halt sunt li pui e li val tenebrus,* etwas von der «Ergriffenheit des eigenen Erlebens mitschwingen» hören – in der Tat glaubt Becker, der Rolanddichter habe den Schauplatz seiner Erzählung mit eigenen Augen gesehen. Wer dem Gelehrten hier nicht zu folgen vermag, darf immerhin zugeben, daß er uns seine eigene Ergriffenheit plastisch vor Augen führt. Bei den oft recht technischen oder rein historischen, mancher würde sagen: positivistischen Arbeiten Beckers vergißt man leicht, daß der Forscher seit seiner Studentenzeit ein enthusiastisches Verhältnis zur Literatur besaß. Der beinahe achtzigjährige Becker erinnert sich zum Beispiel: «Als ich im Sommer 1888 nach Straßburg zurückkam, um meine Prüfungen abzulegen, hatte ich Gelegenheit, teils für mich, teils mit Bekannten, die ebenfalls im Examen standen, das *Rolandslied* mehrfach in einem Zug durchzulesen, und erlebte dabei die innere dichterische, sprachlich stilistische und sachliche Einheit dieses genialen Dichtwerks. Es war mir eine Überraschung und eine Erleuchtung, die nachhaltig weiterwirkte ...» (p. 324); oder: «Damit kehre ich zu dem Eindruck zurück, den ich im Sommer 1891 hatte, als ich das Raimbertsche Gedicht zum erstenmal las auf einem vorspringenden Felsen am Steilhang des Kybfelsen über Littenweiler bei Freiburg: unvergeßliche Tage» (p. 339, N 16). Wir zitieren weiter aus dem Rolandaufsatz: «Das Rolandslied bleibt ein Wunder, das große Wunder seiner Zeit»; es ist die «schöne, einheitliche, große und geniale Dichtung, deren wunderbare Fügung nur von Blinden nicht erfaßt wird». Wenn man die Einheit des Rolandsliedes vertritt, muß man für die Baligant-Episode eine Erklärung finden. Becker nimmt an, daß das Rolandslied in seinem ersten Entwurf ohne diese Episode ausgeführt wurde, daß dann aber der *gleiche* Dichter, unter den Eindrücken des Kreuzzuges, dem Lied durch den Einschub der Baligantschlacht seine jetzige Gestalt gegeben habe[3].

Es folgen zwei Aufsätze[4] zu *Ogier von Dänemark* (1940 und aus dem Nachlaß), die wiederum eindeutig und bestechend die Position des «Individualisten» verteidigen. Becker unterscheidet zwei grundsätzliche Ogiergestalten. Neben Ogier als Epenfigur, der wir schon im Rolandslied begegnen, treten andere Ogiertypen, die nicht zur Heldendichtung gehören, sondern zur Heiligenlegende und zur Geschichte: der Othgerius miles von Meaux, der Otgar von Tegernsee und der historische Franke Autcharius. Dieser Autcharius wurde erst spät mit dem epischen Ogier verschmolzen, wobei «das Aufstöbern derartiger Einzelheiten aus den Geschichtsquellen zur Eigenart des Ogierdichters gehört». Raimberts *Chevalerie Ogier* ist nur als «Werkstättendichtung» zu verstehen. Auf jeden Fall läßt sich eine aus der Geschichte geflossene, selbständige Ogier-

---

[3] Die Herausgeberin hätte hier anmerken können, daß ihr Vater am Ende seines Lebens seine Auffassung nochmals geändert hat. Beckers Handexemplar des Rolandsliedes zeigt nämlich, daß der Gelehrte zu der Auffassung zurückkam, die er schon im *Grundriß* von 1907, p. 43, vertreten hatte: Die Baligantepisode ist eine Interpolation, wobei Turold dem Baligantdichter überlegen wäre. Cf. *Epenfragen,* aus den nachgelassenen Schriften, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena 4* (1954/55), Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 1/2.

[4] Wir übergehen den Beitrag *Die Heiligsprechung Karls des Großen und die damit zusammenhängenden Fälschungen* (1947). Die Herausgeberin hätte diesen Aufsatz nicht aufnehmen sollen, da er bibliographisch und codicologisch auf schwachen Füßen steht. Er scheint in den Kriegsjahren entstanden zu sein. Für die verzwickten Pseudo-Turpin-Fragen hält man sich besser an die Arbeiten von R.N. Walpole, A. Hämel und (mit einiger Vorsicht) A. de Mandach.

sage «außerhalb der Ogierdichtung Raimberts und unabhängig von ihr nicht nachweisen». Wie man weiß, behaupten die «Traditionalisten» das Gegenteil (etwa Ferdinand Lot und Rita Lejeune). Lassen wir den Streit, der unseres Erachtens noch nicht entschieden ist, und halten wir nur fest, daß die Ogieraufsätze für die Kenntnis von Beckers Methodologie außerordentlich bedeutsam sind. Wir gestatten uns, Beckers *credo* ausführlich zu zitieren: «Jahrelang habe ich einsam für diese Auffassung gekämpft, vielfach angegriffen und stellenweise auch verfehmt. Dann haben die Ideen, für die ich mich eingesetzt hatte, unerwartet durch die glänzenden und gehaltvollen epischen Studien von Joseph Bédier einen durchschlagenden Triumph gefeiert, der vielen die Augen öffnete. Wohl hat nun in den letzten Jahren ein Rückschlag stattgefunden, und die Romantik der ununterbrochenen Sagentradition findet wieder ihre Verteidiger und ihre Gläubigen. Mich ficht es nicht an, am Ende wird doch die Dichtung, die wirklich und greifbar vorliegt, über den Traum von einer Dichtung, die niemals da war und deren Vorhandensein sich mit keinen Mitteln erweisen läßt, obsiegen. Wie die Dinge aber stehen, muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß beide Auffassungen ihre überzeugten Vertreter haben, und sich Rechenschaft ablegen, daß man die Gegenansicht nicht durch einen zwingenden Tatsachenbeweis widerlegen kann, da es sich nicht um Tatsachen, sondern um Deutungen handelt, um die Erklärung einer historisch gegebenen Erscheinung aus Voraussetzungen, die wir nicht kennen, sondern durch Rückschlüsse und grundsätzliche Erwägungen zu erraten suchen. Bei einem solchen Widerstreit gibt es bloß ein erfolgreiches Verfahren, das ist der Nachweis der größeren Wahrscheinlichkeit der eigenen Deutung gegenüber der vom Gegner vertretenen» (p. 325). Weiter: «Nicht auf die kontinuierliche Tradition eines bestimmten Stoffes kommt es an, sondern auf den Reifegrad, den die Evolution des künstlerischen Könnens erreicht hat. Weshalb sollte es aber für die Dichtkunst eine andere Gesetzlichkeit geben als für die Plastik? Warum soll ein Dichter nicht das gleiche können wie der Baumeister und der Bildhauer? Wenn diese das Ogiermausoleum für das Farokloster ausdenken und ausführen konnten, warum sollte ein Epenschreiber *qui les autres passe* nicht imstande gewesen sein, wenn einmal die Aufgabe gestellt und erkannt war und die Dichtkunst seiner Zeit die entsprechende Reife erreicht hatte, eine Chanson de geste auf Ogier den Dänen zu ersinnen und in Reime zu bringen?» (p. 342)[5].

Der Aufsatz zum *Aspremont* (1947) ist eine Stellungnahme zur Monographie von Roelof van Waard. Auch hier ist Becker nicht geneigt, eine schon bestehende Legende über die Beziehung Karls zu Kalabrien anzunehmen. «Als Lied innerhalb der Karlgeste beruht *Aspremont* durchaus auf sich selbst.» Der Verfasser habe die Gegend aus eigener Anschauung gekannt. Anders als im *Grundriß* von 1907, p. 71, sieht Becker im Jung-Roland nur noch eine «wertvolle Verbrämung» der Haupthandlung, nämlich der Vernichtung des Heiden Agolant, mit einem einzigen Hauptspieler, dem Kaiser selbst. Entstanden ist der *Aspremont* am französischsprechenden Hof Wilhelms II. von Sizilien, der so würdig neben den anglonormannischen, den angevinischen und den champagnischen Kulturkreis tritt. Dies ist eine Tatsache, die wir uns «alle in unfaßbarer

[5] Im gleichen Jahr vertritt F. Lot die gegenteilige Auffassung: «Ce monument a pu et dû être précédé de tombeaux plus modestes» (*La légende d'Ogier le Danois,* zuerst in *R 66* [1940], jetzt in *Etudes sur les légendes épiques françaises,* Paris 1958, p. 287, N 2). – Wir übergehen die beiden kurzen Notizen aus dem Nachlaß *Die Mittelmeergeste* und *Zur Chronik von Novalese.*

Verblendung bisher hatten entgehen lassen». Und der fünfundachtzigjährige Becker schließt: «Man hat nie ausgelernt!»

Die Kurzverslaisse (1944) ist ein Versuch, den Vorrang der Fassungen des Vivien-Foucon-Zyklus mit Kurzverslaisse ästhetisch zu begründen[6]. – Ähnlich auch der Beitrag *Zu Foulques de Candie* (1943), wo Becker glaubt, in der Reimtechnik ein objektives Kriterium der beiden Fassungen gefunden zu haben; die Laissenschlüsse mit Kurzvers wären demnach ursprünglich[7]. – Aus dem Nachlaß schließlich: *Foulques de Candie und sein Verhältnis zu Aliscans.* Der Foucondichter kennt *Aliscans* (aber nicht die *Chanson de Guillelme*) und die Rainoartepen. – In *Jean Bodels Sachsenlied* (1940) vertritt Becker die Auffassung, Bodel sei nur der Autor der kurzen Fassung, während die lange Fassung das Werk eines Nachdichters sei. Cf. die ausführliche Diskussion dieser These durch Charles Foulon, *L'Œuvre de Jehan Bodel,* Paris 1958, p. 305–324.

Als Ergänzung zu Beckers Abhandlung über den gepaarten Achtsilber (1934) finden wir den Aufsatz *Die Normannenchroniken: Wace und seine Bearbeiter* (1943). Becker versucht nachzuweisen, daß die 751 Achtsilber und die Alexandriner-Laissen des *Rou* (= 1. Band von Andresens Ausgabe) nicht von Wace stammen, sondern einem Anonymus zuzuschreiben sind[8]. Im weiteren sieht Becker keinen stichhaltigen Grund, Benoît, den Verfasser der Normannenchronik, von Benoît de Sainte-Maure zu unterscheiden. – Im anschließenden Aufsatz aus dem Nachlaß, *Die Reimchroniken und die antiken Romane,* kommt Becker auf Datierungsfragen zurück. Die einleitenden Sätze bringen die Disponibilität und die Redlichkeit des großen Gelehrten schön zum Ausdruck: «Zum drittenmal komme ich auf die Reimchroniken und auf die antiken Romane des dritten Viertels des 12. Jahrhunderts zurück, weil es sich immer wieder herausstellt, daß das Bohren noch nicht tief genug ging, und leider in diesem Fall, weil ich mich in einer schwachen Stunde durch falschen Schein habe verleiten lassen, wie es mir beim Hereinbrechen des Alters verschiedentlich geschehen ist. So muß ich denn mit 85 Jahren, tief beschämt, die Sünden des Achtzigjährigen wiedergutmachen» (p. 496). *Brut, Rou, Troie* und die Normannenchronik seien im Auftrag Heinrichs II. entstanden, und ihnen hätten sich der Thebenroman und *Eneas* als «Nebenwerke» angeschlossen. Becker glaubt sogar, vieles spreche dafür, daß Benoît de Sainte-Maure auch den Thebenroman geschrieben habe! «Vielleicht sind mir die Fachgenossen für diese übersichtliche Zusammenfassung dankbar und üben Nachsicht.» – *Chrestien de Troyes und Deutschland* (1944) geht der Frage nach, welche Rolle Deutschland in Chrétiens Vorstellungswelt gespielt hat.

Der letzte Teil des Bandes wird eingeleitet durch den wichtigen Aufsatz über *Christine de Pizan* (1930), geschrieben aus Anlaß der Monographie von M.-J. Pinet. Es handelt sich in der Hauptsache um eine chronologische Sichtung des Christinschen Œuvres. Man darf dabei nicht vergessen, daß Becker mit den damals verfügbaren

---

[6] Cf. jetzt MADELEINE TYSSENS, *Le problème du vers orphelin dans le «cycle d'Aliscans» et les deux versions du Moniage Guillaume,* in *La Technique littéraire des chansons de geste,* Paris 1959, p. 428–456: Die Kurzverse stammen alle vom selben Bearbeiter und haben außerhalb der Handschriftenfamilie Arsenal-Boulogne keine «existence réelle».

[7] Die handschriftliche Überlieferung zeigt, daß die Kurzversfassung jünger ist. Cf. jetzt die Einleitung zum *Folque de Candie,* Tübingen 1966 (*ZRPh. Beih. 111*).

[8] Vgl. die negative Antwort auf Beckers These von A. J. HOLDEN, *R 75* (1954), 22–53, und *R 89* (1968), 105ss.

Ausgaben arbeiten mußte. Manche Einzelfrage würde heute anders beantwortet. Wenn man z. B. den fünfzehnjährigen Hector der *Epistre d'Othea* nicht mehr mit dem englischen Thronfolger, dem späteren Heinrich V., gleichzusetzen gewillt ist, unterschreibt man gerne einen Satz wie: «Dem Mutterherz war es gewiß ein Ansporn, daß auch ihr Sohn damals ebenso alt wurde.»[9] Wir pflichten Becker auch bei, wenn er vermutet, daß Christine ihren Lebensunterhalt nicht nur aus den Einkünften ihrer Schriftstellerei bestritt[10]. Ob aber die *Epistre au dieu d'Amour* wirklich nichts mit dem Streit um den Rosenroman zu tun hatte, ist eine andere Frage. Wie dem auch sei, Beckers Aufsatz bleibt trotz der zahlreichen neueren Studien über Christine heute noch lesenswert.

Becker hatte schon 1902 versucht, aus Molinets *Complainte sur la mort Madame d'Ostrisse* biographische Daten herauszulesen. Im vorliegenden Sammelband wird der Aufsatz *Jean Molinet* (1935) abgedruckt. Er bespricht vor allem die *thèse* von Noël Dupire, der Beckers frühere Studie als nicht beweiskräftig hingestellt hatte. 1935 hält Becker an seiner Interpretation fest; Dupire führt die Diskussion in seiner Ausgabe weiter; cf. *Les Faictz et dictz de Jean Molinet* III, éd. N. Dupire, Paris (SATF) 1939, p. 954–961 und 1043. Becker bestreitet auch, gegen Dupire, daß Molinet der Bearbeiter des *Mystère de Saint-Quentin* und der *Passion* sei, worin er sehr wahrscheinlich recht hat.

La Vie littéraire à la cour de Louis XII (1922) ist eine Studie über Versepisteln einiger hoher Persönlichkeiten (aus den Jahren 1503/04). Im Mittelpunkt stehen die Episteln von und an Jean Picart, Bailli von Etelan. Man hat zu wenig beachtet, daß zwei dieser Sendschreiben aus der Feder von Jean Lemaire stammen[11]. Als Beigabe publiziert Becker den Text zu einem Mummenschanz am Hofe zu Blois aus dem Jahre 1511.

Ganz ähnlich wie Beckers Forschungen zur Epik dem großen Werk Joseph Bédiers vorausgegangen sind, bilden Beckers Arbeiten zu Marot den Auftakt zu einer Marot-Renaissance, wobei diesmal die Parallelforschung in Frankreich durch Henri Guy und Pierre Villey vertreten ist. Beckers Monographie über Marot war 1917 abgeschlossen, erschien aber erst 1926. Der vorliegende Sammelband druckt als wertvolle Ergänzung zum Marot-Buch vier Aufsätze Beckers ab, wovon zwei aus der Zeit der Marot-Studien stammen, während die beiden andern zu den letzten Arbeiten des unermüdlichen Gelehrten zählen. *Clément Marot und Lukian* (1922) bringt Texte: 1. den pseudolukianischen *Amor fugitivus*, d.h. das erste Idyll von Moschus; 2. *Le Jugement de Minos* aus der *Adolescence Clémentine* (Text der Pariser Ausgabe vom 7. Juni 1533); 3. die Vorlage zu Marots Übersetzungen, nämlich Jean Miélots *Débat entre trois chevalereux princes*, eine freie Bearbeitung von Johannes Aurispas Übertragung von Lukians zwölftem Totengespräch ins Lateinische, welche Becker ebenfalls abdruckt. Diese kleine dokumentarische Textsammlung ist um so begrüßenswerter, als sie in V. L. Saulniers Ausgabe der *Adolescence Clémentine* (Paris 1958) fehlt. – Im Aufsatz

---

[9] Hier die Äußerung des zukünftigen Herausgebers der *Epistre d'Othea:* «È in questo clima di attesa ansiosa, dominato dal pensiero dell'avvenire del figlio che è nata l'*Epistre*» (G. Mombello, *Studi Francesi 25* [1965], 9).

[10] Cf. hingegen S. Solente: «Elle vécut de sa plume» (*Dict. des Lettres françaises: Le Moyen Age*, p. 184).

[11] Dies stellte Becker dank einer Angabe in der Hs. *BN fr. 1701* schon 1895 (*ZRPh. 19*, 254–291) fest.

Clément Marots Estreines aux dames de la court, 1541 (veröffentlicht 1921) liefert Becker einen ausführlichen historischen Kommentar zu dieser Gelegenheitsdichtung. Beckers Identifizierung der Hofdamen findet, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, eine Bestätigung in der kritischen Ausgabe von C.A. Mayer (Clément Marot, *Œuvres diverses,* London 1966). – Die beiden letzten Beiträge Beckers bieten eher Hand zur Kontroverse. Der 1948 postum veröffentlichte Aufsatz *Clément Marots Buch der Elegien; sein Sinn und seine Bedeutung* versucht zu zeigen, daß alle zwanzig Elegien von 1533/34 um die Person der Anne de Pisseleu kreisen. Die ersten vier Elegien hätte Marot in eigenem Namen geschrieben, die Elegien 5 bis 14 im Namen des Königs, während die Elegien 15 bis 20 das Nachspiel dieser doppelten Liebesgeschichte darstellten. Für Becker sind die Elegien tatsächlich zugestellte Sendschreiben, also im Biographischen verwurzelt, woraus dann folgerichtig das Bild mit Gedichten ergänzt wird, «die sich auf das gleiche Erlebnis beziehen». Die außerordentlich subtile Beweisführung Beckers ist in ihrem Prinzip fragwürdig. Becker scheint mir zu fest an die Erlebnisdichtung zu glauben[12]. – Der Aufsatz *Zu Clément Marots Epigrammen* (1947), eine Kritik des vierten Bandes von Guiffreys Ausgabe, ist ein Versuch, Echtes von Unechtem zu scheiden – eine dornenvolle Aufgabe. Da nächstens zwei neue Ausgaben von Marots Epigrammen erscheinen werden, gewinnt die Diskussion um die Epigramme an Aktualität. Die neuen Herausgeber werden zu zeigen haben, ob sie ebenso viele Epigramme als unecht betrachten können wie Becker, ob sie seiner Chronologie zu folgen vermögen und ob gewisse Vordatierungen vertretbar sind.

Der Sammelband wird abgeschlossen mit einer Studie über *Hugues Salel* (1932) und einem Aufsatz über *Ronsards Jugendzeit* (1930), worin Becker Ronsards Geburtstag auf den 11. September 1521 festlegt (was zum mindesten umstritten ist)[13]. – Darin liegt der Wert der scharfsinnigen und kenntnisreichen Studien Beckers: Sie nehmen stets eindeutig Stellung und fordern den Leser, der vielleicht oft einen andern Standpunkt einnimmt, zu eingehender Diskussion auf.

Marc-René Jung

*

CHRISTOPHER STOREY, *La vie de Saint Alexis.* Texte du manuscrit de Hildesheim (L) publié avec une introduction historique et linguistique, un commentaire et un glossaire complet par Chr. St., Genève (Droz) – Paris (Minard) 1968, 157 p. (*Textes littéraires français 148*).

Die Edition alter Texte ist eine Kunst, die höchste Anforderungen an den Herausgeber stellt, und dementsprechend sind wirklich gute Ausgaben alter Texte nicht allzu häufig. Mit Spannung haben wir deshalb die in einem dünnen und kleinformatigen Bändchen erschienene zweite Auflage von Christopher Storeys Doktordissertation

[12] Cf. die Aufsätze zu *Aspremont* und *Foulques de Candie,* wo Becker meint, die Autoren hätten die Örtlichkeiten persönlich gekannt. – Zur Diskussion über die Elegien: V.L. SAULNIER, *Les Elégies de Clément Marot,* Paris 1952; C.M. SCOLLEN, *The Birth of the Elegy in France (1500–1550),* Genf 1967.

[13] Ein bibliographisches Verzeichnis von Beckers Arbeiten und ein ausführlicher Index beschließen den Band.

(1934) zur Hand genommen[1], genießt diese Ausgabe doch allgemein einen guten Ruf; zudem konnte man annehmen, daß sie jetzt noch höheren Ansprüchen gerecht werde. In der Tat haben nicht nur Titel, Untertitel und Format geändert, sondern auch in bezug auf den Inhalt ist nicht alles beim alten geblieben, obwohl zahlreiche Abschnitte unverändert übernommen werden. An andern Stellen dagegen hat der Verfasser die Forschung der letzten 35 Jahre ausgewertet und eingearbeitet, hat neue Kapitel hinzugefügt, alte Abschnitte erweitert oder gekürzt. Das Resultat ist eine Publikation, die weder als vollkommen neu noch als in strengem Sinne eine 2. Auflage der ursprünglichen Arbeit darstellend bezeichnet werden kann. Aus diesem Grunde, und weil die Besprechungen der 1. Auflage sehr summarisch sind, scheint es uns angezeigt, etwas näher auf Storeys Arbeit einzutreten.

Die ersten drei Abschnitte der *Introduction* sind vollkommen neu (p. 11–24). Unter dem Titel *L'histoire du pauvre sous l'escalier dans la plus vieille version française* gibt Storey zuerst ein Résumé des Textes, in das er literaturgeschichtliche Querverweise und stilistische Betrachtungen einflicht. In einem zweiten Abschnitt befaßt er sich dann mit dem Ursprung der Alexiuslegende. In Mesopotamien entstanden (4./5. Jahrhundert), wandert das Thema nach Konstantinopel, vermischt sich dort mit andern Erzählungen und dringt über Rom in den Okzident ein (10. Jahrhundert); auf Grund der lateinischen Fassung wird die Legende dann in den nächsten Jahrhunderten in die verschiedensten abendländischen Sprachen übertragen. Die Entstehung der französischen Fassung bildet den Gegenstand des dritten Abschnittes. Storey diskutiert das Problem der Herkunft der Übersetzung und der Person des Übersetzers, und die Frage, ob das Manuskript von Hildesheim nicht vielleicht das Original der Übersetzung darstelle. Nach Gaston Paris wäre die Übertragung um 1040 in Rouen angefertigt worden, und zwar durch den Kanonikus Tedbalt de Vernon; die um 1123 entstandene Handschrift *L* wäre demnach eine Kopie. Nach O. Pächt dagegen liegt im Hildesheimer Manuskript das Original der in St. Albans (Hertfordshire) entstandenen Fassung vor, die von Anfang an dazu bestimmt war, in den der Eremitin Christina de Markyate geschenkten Psalter eingegliedert zu werden. Storey kann sich keiner der beiden Theorien anschließen: für ihn bleibt der Autor anonym, und die Handschrift *L* ist eine in England (St. Albans) entstandene Kopie.

Vom vierten Abschnitt an ist der Text nicht mehr vollkommen neu, sondern stellt eine überarbeitete Fassung der 1. Auflage dar. In der Beschreibung der Handschrift werden z. B. die Ausführungen Pächts zur Entstehung der französischen Fassung als zumindest für die Entstehung des Hildesheimer Manuskripts gültig eingebaut (p. 24/25). Auch der Abschnitt über die in *L* verwendeten Abkürzungen (p. 26) ist leicht überarbeitet und in einzelnen Punkten verbessert worden: als Nasalierungszeichen wird nicht mehr ein gerader übergesetzter Strich, sondern eine leicht geschwungene Tilde angegeben, die Abkürzung für *er* ist nicht mehr als ″, sondern als ′ oder als übergeschriebenes *r* aufgeführt, das Zeichen für *ra* wird nicht mehr als *w*, sondern als hochgestelltes *a* (im Ms. offenes *a*) definiert, und anstelle des Doppelwertes *qu/que* für *q* wird nur noch *que* vermerkt. Neben diesen Verbesserungen haben sich aber auch neue Fehler eingeschlichen, wie z. B. ein verwirrender Strichpunkt nach der

[1] Cf. Christopher Storey, *Saint Alexis*. Etude de la langue du manuscrit de Hildesheim suivie d'une édition critique du texte d'après le manuscrit L avec commentaire et glossaire, Paris 1934. – Für Besprechungen cf. G. Rohlfs, *ASNS 166* (1934), 151; E. Hoepffner, *RLaR 67* (1934), 141–143; M. Rösler, *ZFSL 60* (1936), 240/41.

Abkürzung *q;* schwerwiegender ist jedoch die Tatsache, daß als Sigel für *ur* irrtümlicherweise *v* anstelle von ~ angegeben wird. – Auch die Beschreibung der übrigen Handschriften (p. 28ss.) wurde zum Teil leicht modifiziert: für die Handschrift *A* wird der neue Aufbewahrungsort (Bibliothèque nationale Paris, lat. 4503) vermerkt, für *V* wird als Entdecker nicht mehr Pio Rajna, sondern Mgr. Mercati genannt, und schließlich werden neu die Manuskripte *Ma* und *Mb* erwähnt (p. 30).

Im Abschnitt über die Metrik ist vor allem die Zusammenstellung über die Versarten neu, doch fragen wir uns, ob mit den vier sich aus dem Grundschema *4* (+*e*) + *6* (+*e*) ergebenden Typen wirklich alle Variationen des Zehnsilblers in unserm Gedicht erfaßt sind. Wir werden bei der Besprechung der Textgestaltung sehen, daß auch noch ein Vers mit Zäsur nach der fünften Silbe (resp. ein Vers ohne Zäsur) vorliegen könnte. – In diesem Abschnitt würde man auch einen Hinweis darauf erwarten, daß *-ie* bei der Silbenzählung gleich wie *-e* zu behandeln ist, d. h. vor der Zäsur und am Versende einem *ø*-Wert entspricht (cf. z. B. 138 *palie,* 371 *apostolie,* 504 *adjutorie,* 295 *glorie* etc.).

Neu ist dann das mit *La présente édition du ms. de Hildesheim* (*L*) überschriebene fünfte Kapitel (p. 31/32), das einen Ansatz zu einer Darlegung der Editionsprinzipien darstellt, leider aber noch zahlreiche Wünsche offenläßt. So erklärt Storey zwar, er löse die Abkürzungen auf, doch kennzeichnet er diese Interventionen nicht durch Kursivdruck, was bei einer auf einem einzigen Manuskript beruhenden Ausgabe äußerst wünschenswert wäre. Daß er in gewissen Fällen einen Akut einführt, wird nicht erwähnt, und doch würde man gerne erfahren, nach welchen Kriterien diese Akutsetzung vorgenommen wird. Warum schreibt der Verfasser im Prolog *volontét, certét, castethét* etc., aber *trinitiet* (Glossar *trinitiét*) neben v. 549 *trinitét;* wieso steht neben v. 105 *citiét,* 13, 81, 92 u. passim *citét* im v. 167 *citied* (Glossar *citiéd*)? Das Vorhandensein des Akuts im Glossar legt den Gedanken nahe, daß wir es hier mit aus der 1. Auflage übernommenen Nachlässigkeiten in der Textgestaltung zu tun haben[2]. Aber wieso werden in der 2. Auflage noch v. 132 *iés* und 425 *chiét* zu *ies* (2. sg. *estre*) und *chet* (< CADIT) modifiziert? Wieso wird bei *liez* < LAETUS 125, 519, 545 kein Akzent gesetzt? Einige wenige Bemerkungen hätten hier klärend gewirkt, würden alle Zweifel beheben und uns erlauben, allfällig notwendige Korrekturen selbst durchzuführen. – Noch unbefriedigender ist die Situation in bezug auf die Tremasetzung, die ebenfalls in den Editionsprinzipien nicht diskutiert wird. Wohl hat Storey hier in der zweiten Auflage einige Korrekturen angebracht, cf. z. B. v. 4 *muez* > *müez,* 157 *ublier* > *ublïer* (Glossar *ublier*), 216, 316, 337, 350 *Eufemien* > *Eufemïen,* 390 *crier* > *crïer.* Doch bleiben einige Ungereimtheiten stehen: v. 16, 344 haben wir *Eufemien,* obwohl nach dem Versmaß vier Silben zu zählen sind, und auch im Namenindex beide Stellen unter *Eufemïen* aufgeführt sind; v. 311 muß für *pietét* wohl *pïetét* geschrieben werden, denn es sind drei Silben zu zählen; v. 498 wäre *conreerent* durch *conrëerent* zu ersetzen, ist doch gerade das Anglonormannische für seine Tendenz bekannt, seit dem 12. Jahrhundert im Hiatus stehende Vokale mit dem mehr oder weniger homophonen Tonvokal zu verschmelzen[3]. Auch sollte v. 483 für *creature* wohl *crëature* geschrieben wer-

---

[2] Die Diskrepanz Text–Glossar bei *trinitiet–trinitiét* und *citied–citiéd* findet sich schon in der 1. Auflage; in andern Fällen dagegen wurden diese Unstimmigkeiten in der 2. Auflage behoben, cf. 105 *citiet* > *citiét,* 121 *anterciet* > *anterciét.*

[3] Cf. hierzu M. K. POPE, *From Latin to Modern French,* Manchester ³1956, § 1131; P. WUNDERLI, *Le livre de l'Eschiele Mahomet,* Bern 1968 (*RH 77*), p. 125, und *VRom. 27* (1968), 35/36.

den (cf. auch 3 *crëance*), denn die Graphie *ea* wird in unserm Text auch für *e* verwendet (cf. 161, 372 *seal* < SEPTEM). Unkonsequent ist die Tremaverwendung auch dort, wo auslautendes unbetontes *e* vor vokalischem Anlaut zu zählen resp. zu elidieren ist: v. 287 haben wir in *usque il* einen Fall, wo *-e* elidiert werden muß (in den übrigen Fällen dieser Art korrigiert Storey, z. B. 60 *se or* > *s'or;* cf. unten), und v. 601 finden wir *le perë e la medra,* da hier das *-e* zu zählen ist; v. 374 finden wir aber *ne il,* 37, 467 *que il,* obwohl auch hier das Versmaß eine Elision nicht gestattet und konsequenterweise *në il, quë il* geschrieben werden müßte! Doch damit nicht genug. Auch dort, wo ein Trema gesetzt wird, zeigen sich Inkonsequenzen. Vor Beispiele wie 444 *malfeüde,* 420 *doüsses,* 381 *fuït* (p. s.), 138 *neül,* 78 *aloët,* 306, 356 *empereör* etc. gestellt, könnte man annehmen, der Verfasser setze das Trema prinzipiell auf das betonte Element; eine solche Annahme wird aber durch Fälle wie 3 *crëance* (Glossar *creance*), 157 *ublïer,* 216, 316, 337, 350 *Eufemïen,* 545 *alüez* (Glossar *aluëz*), 4 *müez,* 390 *crïer* usw. widerlegt, wo das Trema auf dem ersten, unbetonten Element steht; Beispiele wie 306, 356 *empereör* (cf. dagegen 588 *poëstét*), 601 *perë e,* Glossar *aluëz, anciënur* (Text 545 *alüez,* 1 *ancïenur*) verbieten auch die Annahme, Storey setze das diakritische Zeichen regelmäßig auf das geschlossenere Element. Vielmehr scheint die Tremasetzung in unserer Ausgabe ziemlich willkürlich zu erfolgen; es sollte aber doch möglich sein, sich für die eine oder andere der drei Vorgehensarten (betontes – erstes – geschlosseneres Element) zu entscheiden und den einmal gewählten Weg dann konsequent zu verfolgen. Am einfachsten ist es wohl, wie im *Altfranzösischen Wörterbuch* von Tobler-Lommatzsch regelmäßig das erste Element mit dem Trema zu versehen, denn nur auf diese Art kann man den im Falle der beiden andern Methoden immer wieder auftretenden Grenz- und Zweifelsfällen aus dem Wege gehen! – Unter den Editionsprinzipien wäre auch der Ersatz der Graphien *c̃* und *ĩ* des Manuskripts durch *ç* und *j* zu besprechen[4], während sich die betreffenden Hinweise jetzt im Kapitel über die sprachlichen Eigenheiten (p. 46/47) finden. Überhaupt zeigt der Verfasser in der Gliederung seines Stoffes nicht immer eine glückliche Hand: auch das Kapitel über die Editionsprinzipien als Ganzes befindet sich zwischen den Bemerkungen zur Metrik und zu den sprachlichen Eigenheiten der Hs. *L* an einem etwas eigenartigen Platz; man würde es doch viel eher gerade vor dem Text erwarten!

Das Kapitel über die sprachlichen Eigenheiten der Handschrift ist gegenüber der ersten Auflage stark gekürzt: vor allem das Beispielmaterial zu den einzelnen Erscheinungen wurde zum Teil entscheidend vermindert, und gewisse Abschnitte sind ganz weggefallen; die verbleibenden Punkte wurden teilweise neu gegliedert, und oft sind einzelne Absätze umgestellt worden. Diese Eingriffe wirken sich verschiedentlich durchaus vorteilhaft aus und bewirken vor allem eine deutliche Straffung und bessere Übersichtlichkeit der Ausführungen; daneben zeitigen sie aber auch öfters unangenehme Konsequenzen. So fallen z. B. p. 42 alle Beispiele für die Graphie *-a* anstelle von nicht aus A entstandenem *-e* (< E, U) weg, obwohl gerade diese Fälle für die Skriptaforschung von größter Bedeutung sind[5] (cf. 1. Aufl. p. 30/31: *estra, pedra, medra, imagena,* etc.); das gleiche gilt für *a* anstelle von zwischentonigem *e* < Ē (< Ĭ) (cf. 1. Aufl. p. 31). Typische Beispiele für die zum Teil radikale Kürzungstendenz finden sich vor allem im Kapitel über den Konsonantismus, cf. z. B. die Abschnitte

[4] Wieso wird aber 368 *c̃artre* (cf. 1. Aufl.) mit *cartre* wiedergegeben? Wäre hier nicht *çartre* zu schreiben (*ç* = *ch*)?

[5] Cf. z. B. G. HILTY, *VRom. 25* (1966), 232 und N 17.

über anlautendes *c* (p. 46 [1. Aufl. p. 33–38]) und intervokalische Dentale (p. 47/48 [39–42]).

Storeys Bemerkungen zu den Skriptaproblemen sind zwar in zahlreichen Fällen äußerst wertvoll und aufschlußreich, verschiedentlich fordern sie aber auch zum Widerspruch heraus. Zu diesen Punkten nun einige Bemerkungen:

– p. 33 bespricht Storey das Nebeneinander der Graphien *ie* und *e*, cf. *ciel, liez, siecles* neben *relef, secles* und schließt, nach den Assonanzen sei beiden Graphien ein Lautwert *ié* oder *iè* zuzuweisen (cf. hierzu 1. Aufl. p. 8/9). Diese Assonanzen beweisen nun aber gar nichts, denn im Anglonormannischen wird sowohl *i̯ę* < É[wie *i̯ę* < Pal.Á[schon im 12. Jahrhundert zu *ę* reduziert, was zu einer Vertauschbarkeit der beiden Graphien führt[6]. Aus dem Nebeneinander der beiden Graphien in unserer Handschrift muß wohl gerade der gegenteilige Schluß gezogen werden, als dies Storey tut: die Graphien *e* anstelle von *ie* sind als sehr frühe Zeugen der lautlichen Reduktion *i̯ę* > *ę* anzusehen; die Graphie *e* ist «phonetisch», während *ie* sowohl für das Resultat von É[wie für dasjenige von Pal.Á[als graphischer Archaismus zu gelten hat.

– p. 33/34 bespricht der Verfasser die Graphien *oe/o/ue* für das Resultat von lat. ŏ[und äußert die Ansicht, es handle sich hier um Graphien für einen Diphthong, dessen erstes Element einem geschlossenen *ǫ* entsprochen habe (1. Aufl. p. 10/11). Die Zuweisung des Lautwertes *ǫ* beruht bei Storey auf dem Nebeneinander der Graphien *oe* und *ue* und ist aus der Sicht der Skriptaforschung unhaltbar. Doch nicht genug damit: auch die Existenz eines Diphthongs ist äußerst unwahrscheinlich. Ähnlich wie bei *i̯ę* > *ę*, so wurde im 12. Jahrhundert in einem großen Teil des anglonormannischen Gebietes (und zum Teil auch auf dem Festland) der aus ŏ[entstandene Diphthong zu *ǫ* (> *u*) reduziert[7]: die archaisierenden Graphien in unserm Text sind demnach *oe/ue* und nicht *o*!

– Der von Storey p. 34 als wahrscheinlich bezeichnete Lautwert *u* für die graphischen Resultate von ŏ[darf wohl als gesichert gelten[8]. Unter diesen Voraussetzungen kann aber die Graphie *pechethuor* (v. 361) nicht mehr als Kopistenfehler angesehen werden, wie dies Storey p. 34 tut: da sowohl die Resultate von ŏ[wie von ŏ[(cf. oben) zu *u* wurden, konnten von diesem Moment an auch die archaisierenden, ursprünglich ein diphthongiertes Ergebnis spiegelnden Graphien vertauscht werden: eine Schreibung *uo* für das Resultat von ŏ[wird möglich (wenn auch selten genutzt). Die Möglichkeit einer Vertauschung der Digramme wurde auch durch die Tatsache gefördert, daß die Graphie *o* schon seit jeher (später auch *u*) für beide Resultate üblich war.

– p. 35 schließt Storey aus den Assonanzen richtig, daß die Graphie *lermes* (v. 584) vom Kopisten stammen müsse und daß für den Autor an einen Lautwert *ai* zu denken sei. Der Schluß, der Autor habe die Reduktion *ai* > *e* nicht gekannt, muß aber zumindest als voreilig bezeichnet werden, ist es doch durchaus möglich, daß der Ver-

---

[6] Cf. hierzu C. Th. Gossen, *Französische Skriptastudien,* Wien 1967, p. 122ss., 132ss.; P. Wunderli, *VRom. 27* (1968), 37 und 40; Pope, § 1155 und p. 501, § 1; A. Stimming, *Der anglonormannische Boeve de Haumtone,* Halle 1899, p. 201; L. E. Menger, *The Anglo-Norman Dialect,* New York 1904, p. 55/56.

[7] Cf. hierzu Pope, § 1156; Gossen, *Skriptastudien,* p. 135–139; Wunderli, *Etudes sur le Livre de l'Eschiele Mahomet,* Winterthur 1965, p. 37; Wunderli, *VRom. 27* (1968), 33, 41.

[8] Cf. Wunderli, *VRom. 27* (1968), 36; für diesen Lautwert auf dem Kontinent und die Konkurrenzresultate cf. Gossen, *Skriptastudien,* p. 88ss.

fasser zwei verschiedene Lautungen nebeneinander verwendete und dort zur archaisierenden griff, wo dies der Assonanzzwang erforderte. Ein typisches Beispiel hierfür findet sich auch im Alexius, wo je nach Bedarf (Assonanzen, Versmaß) *ert* oder das ältere *eret* (< ERAT) eingesetzt wird (cf. p. 75[9]). Die Verhältnisse im Alexius beweisen somit kaum etwas für den exakten Zeitpunkt der Reduktion *ai* > *e*.

– p. 35/36 will Storey die Graphie *oi* für *ui* (< *uei;* cf. *pois, poissent* für *puis, puissent* etc.) einfach als analogisch zum Ersatz von *ue* durch *o* interpretiert wissen. Eine solche Beurteilung ist aber nur möglich, wenn man allein die Verschriftung berücksichtigt und vom dahinterstehenden Lautwert abstrahiert. Wie oben gezeigt, bringt die Graphie *o* (für *ue*) ein als *ǫ* oder *u* zu bewertendes Reduktionsresultat zum Ausdruck; die Graphie *oi* im Nordwesten des Kontinents (und im Anglonormannischen) dagegen spiegelt eine Reduktion des Triphthongs *uéi̯* > *wę* (*wi*)[10]: im ersten Fall markiert *o* einen Vollvokal, im Rahmen des Digramms dagegen den bilabio-velaren Halbvokal *w* (in Opposition zu *ui* = *wi*).

– p. 36 beurteilt Storey die Graphien *eu* und *iu* (*leu, liu*) als Schreibungen für den Triphthong *i̯eu*, fügt aber einige Zeilen weiter unten bei, *liu* spiegle eine «réduction qui est normale en anglo-normand et en picard aussi». Diese Bemerkung ist richtig, aber in diesem Fall gibt *iu* eben nicht mehr den Triphthong *i̯eu*, sondern den Diphthong *i̯u* wieder. Aber auch *eu* steht nicht für *i̯eu:* im Anglonormannischen findet die Differenzierung *ueu* > *ieu* verschiedentlich nicht statt, wir haben vielmehr eine Reduktion *eu* > *ö; leu* spiegelt dieses Resultat, das im Anglonormannischen neben den Ergebnissen *lieu* und *liu* geläufig ist[11].

– p. 43 spricht der Verfasser in bezug auf das Nebeneinander von *u* und *eu* in *aparude/apareüde, nuls/nëuls* etc. von einer «confusion purement graphique». Dies ist sicher nicht richtig. Da das Versmaß an verschiedenen Stellen *ëu* fordert, wo in der Handschrift *u* steht, muß vielmehr angenommen werden, für den Kopisten sei das *e* bereits ausgefallen gewesen, während es für den Autor noch vorhanden war oder zumindest in archaisierenden Formen reaktiviert werden konnte.

– p. 47: nach Storey liefert uns das Nebeneinander von Schreibungen wie *vide, vithe, vie* «des exemples de toutes les étapes de l'évolution des dentales intervocaliques», es handelt sich nach ihm um eine «confusion de graphies et, peut-être, de prononciations». Diese Formulierungen scheinen mir zumindest mißverständlich zu sein: es dürfte sich nicht um drei gleichzeitig nebeneinander existierende Lautungen handeln, sondern um archaisierende Schreibungen im Falle von *d* und *th*.

– p. 48: das Nebeneinander von *ad* und *at, fud* und *fut* wird von Storey als Kampf zwischen phonetischer und latinisierender Schreibweise interpretiert. Dies scheint mir unwahrscheinlich; vielmehr dürfte das Nebeneinander der Schreibungen *d* und *t* die Unsicherheit der Schreiber bei der Wiedergabe der stimmlosen auslautenden Lenis (*ṭ*) spiegeln[12]: im ersten Fall wird der Lenischarakter markiert und die Stimmlosigkeit

---

[9] Die hier angeführten Belegverweise zeigen allerdings, wie flüchtig zum Teil die Überarbeitung vorgenommen wurde: *eret* 17 ist zu streichen, da im Text zu *ere*[*n*]*t* korrigiert wird; v. 55 ist nicht ein Beleg für *ert,* sondern für *eret* (*er*[*e*]*t*); v. 237 dürfte Storey nicht anführen, da er die Lesung *ert* verwirft und durch *out* ersetzt (die beiden letzten Fehler finden sich schon in der 1. Aufl.!).

[10] Cf. GOSSEN, *Skriptastudien,* p. 117–132.

[11] Cf. hierzu auch WUNDERLI, *VRom. 27* (1968), 41/42.

[12] Zum Problem des Verlustes von *-t* über die Zwischenstufe einer lenisierten Ok-

vernachlässigt, im zweiten Fall die Stimmlosigkeit berücksichtigt und auf die Wiedergabe des Lenischarakters verzichtet.

Die Liste der Vorbehalte und Einwände könnte noch verlängert werden; die angeführten Beispiele dürften aber genügen, um zu zeigen, daß Storey den Begriff der Graphie kennt und den graphischen Problemen auch seine Aufmerksamkeit schenkt, daß er aber trotzdem oft die notwendigen Konsequenzen nicht zieht und mit den Methoden und Resultaten der neueren Skriptaforschung verschiedentlich nicht genügend vertraut ist. Gerade in diesem Teil seiner Arbeit wären viel tiefgreifendere Änderungen notwendig gewesen, um sie wirklich *à jour* zu bringen, und man hätte sich nicht einfach auf Kürzungen und Umstellungen beschränken dürfen.

Der Abschnitt über die morphologischen Eigenheiten des Textes (p. 52–77) entspricht weitgehend demjenigen der 1. Auflage[13]; gewisse Vorbehalte sind allerdings auch hier zu machen, z. B.:

– Nach den Ausführungen p. 66 gäbe es nur lautgerecht entwickelte Konjunktive auf *-ge;* daß diese Formen auch relativ späte analogische Umgestaltungen darstellen können (was in den meisten Fällen wahrscheinlicher ist), zieht der Verfasser nicht in Betracht[14].

– p. 67 betrachtet Storey die Infinitive *aver, poer, saver* für *aveir, poeir, saveir* etc. als durch einen Übertritt (zumindest des Infinitivs) in die 1. Konjugation bedingt. Dies ist jedoch kaum glaubhaft; vielmehr ist in Rechnung zu stellen, daß der Diphthong *ei* im Anglonormannischen (und auch sonst in zahlreichen Gebieten des Westens) früh zu *ę* reduziert wird und deshalb das Resultat von lat. É[auch *e* geschrieben werden kann[15]. Auch bei Storey selbst findet sich übrigens ein Widerspruch: erklärt er diese Formen p. 67 durch Übertritt in die 1. Konjugation, so hat er sie p. 33 bereits als Beispiele für die Graphie *e* anstelle von *ei* angeführt (cf. 1. Aufl. p. 8).

– Das Perfekt *list* (*lire;* p. 71) braucht keineswegs auf eine lateinische Form *LEXIT zurückgeführt zu werden; eine späte Analogiebildung nach *dist* (ausgehend vom Präsens *lit – dit*) ist bei der geringen Verbreitung und dem sporadischen Auftreten weit wahrscheinlicher.

Was die Textausgabe an sich betrifft, so hat Storey sie ebenfalls in verschiedenen Punkten modifiziert, zum Teil mit Gewinn, verschiedentlich aber auch mit nachteiligem Effekt. Vor allem sind die Anmerkungen überarbeitet worden, wobei es sich um Ergänzungen, in der Mehrzahl der Fälle aber um Kürzungen handelt. Neu ist ferner, daß im Text die beigefügten Elemente in eckige Klammern gesetzt werden, zweifellos eine begrüßenswerte Änderung, waren doch bisher diese Elemente nicht auf den ersten Blick erkennbar und konnten nur durch Konsultation des Verzeichnisses der nicht berücksichtigten Lesungen ermittelt werden[16]. Diese Fälle figurieren in der 2. Auflage

---

klusive cf. G. Straka, *Sur la date de l'amuïssement du t final non appuyé en ancien français, TLL 4/1* (1966), 449–468.

[13] Der Abschnitt über die *formes toniques* des Possessivums (p. 59) ist allerdings am Schluß stark gekürzt.

[14] Cf. auch Gossen, *Skriptastudien,* p. 129ss.

[15] Cf. hierzu auch Pope, § 1158; Wunderli, *VRom. 27* (1968), 40, und *Etudes*, p. 40; Gossen, *Skriptastudien*, p. 72ss.

[16] Unerklärlich ist allerdings, wieso Storey die beigefügten Elemente in den Anmerkungen weiterhin (wie in der 1. Aufl.) in runde Klammern setzt (cf. z. B. Anm. zu v. 16, 22, 29, 67 etc.), eine ärgerliche Inkonsequenz, die einmal sogar in den Text Einzug gehalten hat: v. 115 *Mais n'a(n) conurent ...*

jetzt allerdings nicht mehr in der betreffenden Aufstellung, die sich überdies nicht mehr unten an jeder Seite findet, sondern am Schluß des Textes zusammengefaßt ist (p. 126), eine Neuerung, die für den Benützer nur Nachteile und Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Noch schwerwiegender ist die Tatsache, daß Storey in der zweiten Auflage darauf verzichtet, die Varianten der übrigen Handschriften anzuführen. Dies hat zur Folge, daß seine Eingriffe und Korrekturen für den Leser oft nicht mehr durchsichtig und motiviert erscheinen, denn Storey versäumt es in den meisten Fällen, den Ausgangspunkt seiner Emendation in den Anmerkungen aufzuführen. Hierfür nur einige Beispiele: v. 250 wird *tut* zu [*tres*]*tut* korrigiert, eine Korrektur, die Storey in der 2. Aufl. überhaupt nicht begründet, die aber nach Ausweis der 1. Aufl. (p. 99) durch die Hs. *A* gestützt wird; v. 392 *apresentét* > *presentét,* cf. 1. Aufl. Mss. *A, P presentez;* v. 418 *d'icel bien ki toen doüst estra* > *d'icel*[*s*] *bien*[*s*] *ki toen doüs*[*sen*]*t estra,* Emendation, die nach Ausweis der 1. Aufl. (p. 110) durch die Hs. *P* gestützt wird (*Ices granz biens qui tuens deussent estre*); v. 420 *servit* > *sire:* in der 2. Aufl. nicht motiviert, nach der 1. Aufl. aber *sire* in *P, S;* v. 422 *li dols* > *la noise,* nach der 1. Aufl. gestützt durch Mss. *A, P, S;* v. 518 *cest saint cors* > [*pur*] *cest saint cors,* gestützt durch Mss. *A, P,* was aber nur in der 1. Aufl. vermerkt ist; etc. Die Kürzung muß in all diesen Fällen nicht nur als bedauerlich, sondern als nicht vertretbar gelten. Sicher kann in den meisten Fällen auf den Variantenapparat verzichtet werden, wenn man nach der Methode Bédiers ediert; nimmt man aber eine Emendation auf Grund anderer Manuskripte vor, dann müßte dies zumindest in den Anmerkungen erwähnt werden!

Daneben haben wir noch folgende Detailkorrekturen vermerkt[17]: Prolog *amet* > *amet* + Komma; 17 *eret* > *ere*[*n*]*t;* 30 *selunc* > *sur la;* 49 *ço'st* > *ç'ost*[18]*;* 94 *povres* > *povres* + Komma; 105 *citiet* > *citiét;* 121 *anterciet* > *anterciét;* 132 *iés* > *ies* (wieso?); *ublier* > *ublïer;* 162 *Damne Deu* > *Damnedeu;* 174 *vait* > *vait* + Komma; 181 do.; 206 *ne pur huec* > *nepurhuec;* 216, 314, 316 *Eufemien* > *Eufemïen;* 307 *Onories* > *Anories;* 390 *crier* > *crïer;* 398 *consireres* > *consiredes;* 425 *chiét* > *chet;* 487 *lunge* > *lung'*.

Wenn uns vielleicht auch die eine oder andere Modifikation entgangen ist, so zeigt die obige Liste doch, daß sich die Eingriffe in sehr beschränktem Rahmen halten, was insofern bedauerlich ist, als wir meinen, der Text hätte noch in zahlreichen Punkten verbessert werden können. Zuerst zu den prinzipiellen Fragen:

– Bei enklitischen Pronomina fügt Storey diese direkt an das vorhergehende Wort an: *jol, tun, sil* etc.; hier wäre die Einführung eines fliegenden Punktes sicher angezeigt, denn dadurch wird die Übersichtlichkeit und Verständlichkeit bedeutend verbessert: also 155 *jo·l,* 390, 470 *tu·n,* 100 *si·l,* 227 *ki·l,* 433 *purque·m;* auszunehmen hiervon sind nur die kontrahierten Artikelformen *al, del, es* usw. Auch v. 131 wäre für *pur quei*[*t*] eine Schreibung *pur quei*[·*t*] vorzuziehen; v. 100 ist Storey wieder einmal inkonsequent, verwendet er doch bei *lui'n* einen Apostroph, was er sonst nirgends tut, auch nicht bei der Besprechung dieses Falles p. 45, wo wir *luin* finden (beide Male > *lui·n*).

– v. 209, 210 bietet die Hs. *nen,* 390, 470 *tun,* obwohl das enklitische Element das Pronomen *me* ist; Storey korrigiert bedenkenlos zu *nem, tum* (*ne·m, tu·m*). Gegen diese

---

[17] Den Ersatz von *ç̃o* durch *ço, j̃o* durch *jo* etc. berücksichtigen wir nicht; das gleiche gilt für die Einführung der eckigen Klammer (cf. oben).

[18] Fehlkorrektur: die Lesung der 1. Aufl. ist richtig, es sei denn, man ziehe die Lesung der Handschrift *ço est* vor (cf. unten).

Korrekturen sind gewisse Vorbehalte anzubringen, denn auslautendes *-m* wird früh zu *-n* modifiziert[19]. Die Schreibungen *nen, tun* dürfen also nicht einfach als Kopistenfehler bezeichnet werden, wie dies Storey p. 45 tut: wir haben es vielmehr mit phonetischen Schreibungen zu tun. Eine Korrektur könnte sich deshalb nur noch mit der Zielsetzung rechtfertigen lassen, dem Leser sei der Zugang zum Text zu erleichtern, doch wird dadurch die Laut- und Verschriftungsrealität verschleiert. Überhaupt nicht mehr rechtfertigen läßt sich Storeys Korrektur *cun* > *cum* in v. 537, denn hier besteht keine Möglichkeit zu einer Fehlinterpretation durch den Leser (cf. dagegen *tu·n, ne·n: me* oder *en?*); gleiches gilt für v. 346 *dum* > *dunt:* nach dem Verlust von *-t* (cf. unten) und der Reduktion *m* > *n* ist auch eine «umgekehrte» Schreibung *dum* möglich und deshalb zu bewahren.

– Nachkonsonantisches *-t* im Auslaut fällt in unserer Handschrift verschiedentlich: 29, 347 *sain,* 67 *raens,* 68 *ices,* 300 *un,* 309, 329 *duins,* 324 *enquer,* 346 *dum* (für *dun*); in all diesen Fällen fügt Storey [*t*] bei. Da es sich nicht um Kopistenfehler handelt, sondern um eine phonetische Entwicklung[20], scheint mir eine Korrektur hier unangebracht, um so mehr, als – ausgenommen vielleicht der Fall von *ices* – kaum eine Konfusionsmöglichkeit besteht. Das Fehlen von *-t* nicht nur vor konsonantischem Anlaut (29, 67, 68), sondern auch vor Vokal (300, 324, 346, 347) und am Versende (309, 329) sowie das (graphisch) parasitäre *-t* in 28 *bont* (bei Storey zu *bon* korrigiert) und 182 *est* (für *es* < ECCE; bei Storey nicht korrigiert) scheinen anzuzeigen, daß der Verlust von nachkonsonantischem *-t* zumindest im Anglonormannischen des 12. Jahrhunderts bedeutend weiter fortgeschritten war, als man allgemein annimmt.

– Storey korrigiert 398 *consireres* und 468 *demurere* zu *consiredes* und *demurede;* dieser Eingriff ist bedauerlich, beweisen doch die beiden Graphien, daß intervok. *ð* (< -T-) vor seinem definitiven Ausfall (nach Pope, § 346, Mitte des 12. Jahrhunderts) eine gewisse Tendenz zum Rhotazismus zeigte.

– In unserm Text wird auslautendes *-e* (*ę*) vor vokalischem Anlaut normalerweise nicht gezählt, cf. z. B. 2 *justise ed,* 132 *dolente an,* 134 *tute en* usw.; unter diesen Voraussetzungen erscheinen die von Storey vorgenommenen Korrekturen 60 *se or* > *s'or,* 151 *se a* > *s'a,* 185 *de els* > *d'els,* 288 *se ad* > *s'ad* vollkommen überflüssig, denn *-e* würde in all diesen Fällen ohnehin nicht gezählt (Storey ist übrigens auch hier inkonsequent, läßt er doch z. B. 287 *usque il* stehen, obwohl auch hier *-e* nicht zu zählen ist!). Doch in unserm Text ist der Ausfall von *-e* nicht nur metrisch bedingt, er dürfte auch phonetischen Charakter haben (und zwar unabhängig von der Proklise), eine Erscheinung, die für das Anglonormannische des 12. Jahrhunderts auch anderweitig belegt ist[21]; dies wird bezeugt durch Prolog *suverain consulaciun* und v. 217 *tue maison* (*-e* nicht zu zählen vor Konsonant), Fälle, wo Storey beide Male fälschlicherweise korrigiert (*suverain*[*e*], *ta maison*[22]), und wohl auch durch den graphischen Ausfall von *-e* in 567 *un eglise,* 150 *ansembl' ot tei,* 68 *parfit amor* (Storey schreibt unnöti-

---

[19] Cf. z. B. POPE, § 435.

[20] Cf. z. B. POPE, § 613; FOUCHÉ, *Phonétique historique* III, p. 657; WUNDERLI, *VRom. 27* (1968), 42/43.

[21] Cf. WUNDERLI, *VRom. 27* (1968), 40, sowie die dort zitierte Literatur.

[22] Die betonte Form ohne Artikel findet sich auch anderweitig in unserm Text, cf. STOREY, p. 59. – In 282 *tue mercit* ist *-e* zu zählen (wir lehnen Storeys Korrektur zu [*la*] *tue mercit* ab), was als poetischer Archaismus zu gelten hat (ebenso in zahlreichen andern Fällen).

gerweise *parfit'*), 188 *icest honur* (Storey *icest'*), usf. Unter diesen Voraussetzungen (und wenn man sich schon auf Bédier beruft) scheinen mir auch die Korrekturen 3, 480, 491 *ore* > *or*, 423 *curante* > *curant* überflüssig: wir haben es hier mit einem parasitären, rein graphischen *-e* zu tun, das keinen Lautwert hat (v. 423 *curante* steht zudem noch vor der Zäsur!).

– v. 49, 178, 362, 367, 445 korrigiert Storey *ço est* wegen dem Versmaß zu *ço'st;* diese Korrektur scheint sich mir nicht aufzudrängen, obwohl nach den gelieferten Unterlagen Fälle wie *çost* > *ço'st* (440; besser *ço·st*) und *sist* < *si'st* (450; besser *si·st*) in der Handschrift vorkommen: *ço* dürfte vielmehr für den Autor oder den Kopisten rein graphische Variante für *ce* sein (cf. auch 575 *c'est*), und in diesem Fall ist *-o* gleich wie *-e* (*ę*) zu behandeln (cf. oben), d.h. nicht zu zählen (vgl. für eine entsprechende Behandlung von *-e* ersetzendem *-a* v. 95 *estra ancumbret,* v. 213 *pedra et* und die Bemerkung Storeys zu v. 95 [p. 97]). Unter diesen Voraussetzungen müßte dann aber 258 *ço ert* als *çö ert* wiedergegeben werden, denn hier ist zweisilbig zu zählen.

– Storey bewahrt die Formen *angeles* (88, 607), *virgine* (89), *imagine* etc. (87, 168, 171, 175, 176, 178, 183, 383), *aneme* etc. (332, 366, 410, 544, 605, 609, 613), obwohl sie nirgends ins Versmaß passen; entweder wäre hier eine Bemerkung zur Nichtzählung der Pänultima zu machen gewesen (die jedoch fehlt), weit besser hätte man aber wohl zu *angle, virge, image, anme* korrigiert, denn das Versmaß legt es nahe, in den Formen der Handschrift Archaisierungen des Kopisten zu sehen.

– Wie bereits oben erwähnt, scheint die Metrik unseres Textes nicht nur eine Versform mit Zäsur nach der 4. Silbe zu kennen, sondern auch eine solche mit (evtl. auf die *césure féminie emjambante*[23] zurückgehender) Zäsur nach der fünften, hier allerdings betonten Silbe, cf. z.B. 368 *Dune li la cartre, par tue mercit* (die Korrektur [*la*] *tue mercit* bei Storey ist überflüssig, denn so hat der Vers eine Silbe zuviel). Hat man dies erst einmal erkannt, wird man auch die folgenden Verse stehenlassen, wie die Handschrift sie gibt, und auf Storeys Korrekturen verzichten: 155 *Plainums ... / Tu de tun seinur, jol frai pur mun filz* (Storey *tu tun; f*[*e*]*rai*); 253 *Se lui en remaint, sil rent as povrins* (Storey *lui'n; pov*[*e*]*rins*); 456 *Ainz que tei vedisse, fui mult desirruse* (Storey *quet;* [*sin*] *fui*). Zu diesem Typus scheint eine zäsurlose Variante zu existieren, die bei Storey ebenfalls modifiziert wird: 75 *Ensur nuit s'en füit de la contrethe* (Storey *ensur*[*e*]; *fuit*); 189 *Ensur nuit s'en füit de la ciptét* (Storey *ensur*[*e*]; *fuit*). Beide Male dürfte das Perfekt *füit* in der zweiten Vershälfte als gesichert gelten, da sich dieses Tempus auch in einem parallelen Vers findet (74: *Dunc en eissit de la cambre sum pedre;* 190: *Dreit a Lalice revint li sons edrers*); ein Präsens *fuit,* wie Storey es annimmt, paßt nicht in diesen Rahmen.

Neben diesen mehr prinzipiellen Punkten wären noch verschiedene Detailkorrekturen anzubringen (soweit sie nicht schon anderweitig erwähnt wurden): 46 Ms. *Doment* (nach Storey), Ausg. *Noment:* wäre nicht *Doinent le terme de lur adaisement* zu lesen, was vom Sinn her durchaus annehmbar ist? – 73 Ms. *li ad,* Ausg. *l'ad: li ad* könnte man stehen lassen, wenn man für die Silbenzählung eine Synärese annimmt. – 115 Ms. *na conurent,* wobei nach dem *a* ein Buchstabe ausgekratzt ist; Storey schreibt *n'a*[*n*] *conurent.* Warum nicht *n'aconurent* lesen, was durchaus sinnvoll ist? – 116 Ms. *des,* Storey *si;* wieso nicht *des* 'seither' stehen lassen, das sinnvoll ist? – 143 Ms. *Si l'at*

---

[23] Vgl. W. Th. Elwert, *Französische Metrik,* München ²1966, § 87. – Zur Unzulänglichkeit der Silbenzählung und der mangelhaften Beachtung metrischer Schemen in der anglonormannischen Literatur cf. auch in diesem Heft J. Horrent, p. 315/16.

destruite cum dis l'ait host depredethe; Storey korrigiert zu *cum s'ost l'ait depredethe,* was aber zu weit geht: *cum l'ait host depredethe* genügt (*cum* 'comme si' ist afr. geläufig; der Subj. I im Bedingungssatz ist typisch anglonormannisch[24]. – 150 N: *Quant* nicht eher *'si'* als *'puisque'*? – 186 Ms. *Qu'il,* Storey *Quant il:* eine Korrektur *Qu[ed] il* (durch das Versmaß gefordert) wäre naheliegender (*qued* 'parce que', cf. z. B. Foerster, *Wb.,* s. *que*). – 160: die Korrektur *poe[i]l* ist überflüssig; vielmehr muß *pöet* geschrieben werden (für *e* anstelle von *ei* cf. oben, p. 305). – 203 *S'or me conuissent mi parent d'icesta terre* ist um eine Silbe zu lang (cf. N in der 1. Aufl., fehlt in der 2. Aufl.!), läßt sich aber durch Elimination von *mi* leicht in Ordnung bringen. – 237 Ms. *E la pulcele quet li ert espusede;* Storey korrigiert *li ert* zu *il out,* eine überflüssige Korrektur: *quet li ert espusede* 'die ihm angetraut war'. – 245 Ms. *Ne l'en est rien, issi est aturnét,* Storey *si'st a Deu aturnet;* überflüssige Korrektur, da der Text der Handschrift sinnvoll ist: *issi* 'ainsi'; *aturnét* 'disposé'. – 307 *Li uns Acharies, li altre Anories out num* ist zu lang und läßt sich nur durch ziemlich tiefgehende Eingriffe in Ordnung bringen: *Acharies et Anories orent num.* – 317 Ms. *Alquanz li prennent forment a blastenger:* Storey korrigiert *li* > *le,* was vollkommen überflüssig ist, denn afr. *prendre a (alcun)* 'commencer' ist geläufig (cf. z. B. Foerster, *Wb.,* s. *prandre*). – 321 *Il s'escondit cume cil kil nel set:* Storey korrigiert *kil* > *ki,* was jedoch nicht nötig ist, da im Anglonormannischen *-l* oft phonetisch fällt, graphisch aber verschiedentlich auch hyperkorrekt wieder eingeführt wird, in diesem Fall aber keinen Lautwert hat[25]. – 400 Ms. *Cist dols l'avrat enquor par acurede;* Storey korrigiert *enquor* > *enquoi,* was aber überflüssig ist, denn der Text der Hs. erweist sich vom Sinn her als genügend: 'cette douleur (de ta mort) l'affligera encore'. – 420 Ms. *se Deu ploüst servit en doüsses estra:* Storey korrigiert nach *P, S servit* > *sire;* da es sich um den Abdruck eines Ms., und nicht um eine kritische Ausgabe handelt, ist die Korrektur abzulehnen: der Text ist sinnvoll, nur muß wegen des Versmaßes für *doüsses dusses* gelesen werden (*o* [= *e?*] verstummt, cf. *neüls* > *nuls* etc. in unserer Hs.). – 422 Ms. *grant fut li dols, ...*: Storey korrigiert nach *A, P, S* zu *la noise;* überflüssige Korrektur, da der Text von *L* korrekt und sinnvoll ist (cf. zu 420). – 462 Ms. *Aidiez mei a plaindra le duel de mun ami:* in dieser Form hat die erste Vershälfte eine Silbe zuviel; Storey korrigiert *mei a* > *m'a,* ich würde *mei plaindra* vorziehen. – 498 Ms. *conreierent:* Storey korrigiert zu *conreerent;* dies ist überflüssig, da *ei/e* im Anglonormannischen früh vertauschbar werden (cf. oben, p. 305). – 536 Storey korrigiert *ledece* > *ledice,* um der Assonanz zu genügen; wenn aber schon 534/35 eine Assonanz *i–ü* geduldet wird (*bailide – aiude*[26]), müßte man dann hier nicht auch eine Assonanz *ę–i* stehenlassen? – 552 *nuls* > *n[e]üls:* die Form *nuls* findet sich gegen das sonst befolgte Prinzip im Verzeichnis der *leçons rejetées* (cf. oben, p. 305/06). – 590 Storey korrigiert *atarger* > *atarder;* in Anbetracht der p. 303 besprochenen Reduktion *ie* > *e* ist aber die Assonanz der Handschrift korrekt.

Der Text läßt also zahlreiche Wünsche offen, und das gleiche muß man leider auch vom Glossar sagen. Wohl wurden hier zahlreiche Korrekturen und Verbesserungen

---

[24] Cf. die Bedenken Storeys gegen diese Form in der 1 Aufl., p. 92; für den Subjonctif I im Anglonormannischen nach *si* cf. R. L. Wagner, *Les phrases hypothétiques commençant par «si» dans la langue française ...,* Paris 1939, p. 308/09; für *cum* 'comme si' cf. z. B. Foerster, *Wb.,* s. *come.*

[25] Cf. hierzu P. Wunderli, *Le livre de l'Eschiele Mahomet,* p. 114 (1r b 37).

[26] *Aiude* ist nicht etwa eine Schreibung für *aï(d)e: ü* ist gesichert durch die übrigen Assonanzwörter der Laisse.

angebracht, die das Ausmaß der Textmodifikationen weit übersteigen: wir haben Fälle, wo die Definition ergänzt wird (z. B. *acurede, belament, bricun, consiredes, esmeriz* etc.), wo die alte Definition durch eine neue ersetzt wird (z. B. *cure, enquoi, errant, eschevelede, est* [*est vus* 'voici pour vous'] etc.), wo die Wendung hinzugefügt wird, deren Bestandteil das Lemma ist (z. B. *dementres, gret, mais, par, vis*[2], usw.), alles sehr begrüßenswerte Neuerungen. Daneben wird auch den Textkorrekturen im Glossar Rechnung getragen, cf. z. B. *apareüde* > *apar*[*e*]*üde, chiet* > *chet, consireres* > *consiredes, cristiëns* (Text 1. Aufl. *cristiens*) > *cristïens, eret* > *ere*[*n*]*t, húme* > *hume, müéz* (Text 1. Aufl. *muez*) > *müez, suëf* > *süef* etc., leider aber bei weitem nicht in allen Fällen. Hier nur einige Beispiele für die nur allzu häufigen Diskrepanzen: *trinitiét* (Glossar) – *trinitiet* (Text), *citiéd* – *citied, ublier* – *ublïer, creance* – *crëance, aluëz* – *alüez, anciënur* – *ancïenur, ensure* – *ensur*[*e*], *raenst* – *raens*[*t*], *icest* – *ices*[*t*], *ferai* – *f*[*e*]*rai, poeit* – *poe*[*i*]*t*, etc. Ein entsprechend widersprüchlicher Eindruck entsteht auch, wenn man die Behebung der eigentlichen Fehler im Glossar der 1. Auflage etwas genauer unter die Lupe nimmt. Wohl haben wir Verbesserungen wie die Einreihung von *candelabres* am richtigen Ort, den Ersatz des Lemmas *empereur* durch *empereür,* die Korrekturen *s'en fuir* > *s'enfuir* (s. *fuit*), *a vis* > *avis* (s. *vis*[2]) etc., daneben fehlen aber auch eigentliche Verschlimmbesserungen nicht: *almosners/almosnes* sind in der Reihenfolge umgestellt worden und deshalb nicht mehr am richtigen Platz im Alphabet; bei *ere*[*n*]*t* ist die Definition weggefallen (gegen das System); *granz*[1] ist irrtümlicherweise kursiv gesetzt; *li*[3] wird nicht mehr als 'pron. f. atone dat.' (= *lui*) definiert, sondern (wohl fälschlicherweise) als 'pron. f. atone' (= *la*); *muster* erscheint in der 2. Aufl. irrtümlicherweise als *muester; oïd:* das Interpretament ist fälschlicherweise zu *entendue* (1. Aufl. *entendu*) geworden; *prest:* adv. > advv.; *sim: si me* > *sime;* etc. Zu diesen Fällen kommt noch die neu eingeführte, weiter unten zu besprechende Inkonsequenz bezüglich der Verwendung von pl.–sg., f.–m. und P.p.–Inf. in den Interpretamenten.

Auch in methodischer Hinsicht vermag Storeys Glossar nicht zu befriedigen. So führt er z. B. alle Formen des Textes unverändert als Lemma auf (cf. p. 125 N 1), und zudem werden homographe Formen in verschiedener Funktion (z. B. acc.–nom., sg.–pl.) getrennt berücksichtigt. Dies führt dazu, daß sich häufig für das gleiche «Wort» verschiedene, in zahlreichen Fällen noch voneinander getrennte Lemmata im Glossar finden, cf. z. B. *alter, altra* (adj. f. sg.), *altra* (adj. neutre), *altra* (pron. m. sg. a.), *altra* (pron. m. pl. n.), *altra* (pron. f. s.), *altre* (pron. m. s. n.), *altre* (adj. m. pl. n.), *altre* (pron. f. s.); *aname, anames* (sb. f. pl. n.), *anames* (sb. f. pl. a.), *anema, aneme; ciptét, citét, citiéd, citiét;* etc. Bei *devoir* finden sich nur für den Konj. Impf. 4 Lemmata (*doüsses* etc.), für ⌜*grant*⌝ zählen wir 10 nach Form und Funktion geschiedene Stichwörter, usw.[27]. Zudem weichen die Definitionen unter den verschiedenen (gleichwertigen) Lemmata öfters voneinander ab, cf. z. B. *dolenta* 'douloureuse, triste', *dolente* 'douloureuse, triste, malheureuse'; *pecét, pechét* 'péché', *pechét*[2] 'tort', usf. Dazu kommt noch, daß bei voneinander getrennten Lemmata die Querverweise meist fehlen, vgl. *dunc* – *dunt, e* – *ed, hors* – *fors, hume* – *home, erc* – *ierc, kers* – *kiers, lairmes* – *lermes, moyler* – *muiler* etc., was das Glossar äußerst unüberblickbar macht. Viel besser wäre es doch,

[27] Als sehr unangenehm bei der Benutzung erweist sich übrigens die Tatsache, daß Storey homographe Lemmata nicht indiziert, cf. z. B. sechsmal *granz* (wieso nicht *granz*[1], *granz*[2] etc.?). – Die Indizierungen in der Besprechung stammen vom Rezensenten.

sämtliche Formen eines Lexems unter einem normalisierten Stichwort zusammenzufassen, das bei Substantiven der acc. sg., bei Adjektiven der m. acc. sg. und bei den Verben der Inf. wäre; unter diesen Stichwörtern könnte dann jeweils zu jeder Stellenangabe die Form des Textes aufgeführt werden. Bei stärker abweichenden Nebenformen wären diese am betreffenden Platz im Alphabet als Verweislemma einzurücken. Ein solches Vorgehen brächte nicht nur eine bessere Übersichtlichkeit für den Benützer mit sich, es würde auch erlauben, das Interpretament für alle gleichbedeutenden Belege nur einmal zu geben. Unverständlich und unökonomisch ist auch die Tatsache, daß Storey Formen mit elidierten *-e* (cf. *qu', l', s', t'* etc.) oder mit Trema auf dem auslautenden *e* (cf. *perë*) als separate Einheiten aufführt: da es sich hier um kontextbedingte und metrische Anpassungen handelt, wären diese Fälle doch zu den Normalformen zu stellen.

Zahlreiche Inkonsequenzen finden sich dann bei den Interpretamenten. Im Prinzip entspricht – wie schon in der 1. Auflage – einem substantivischen Lemma im Plural ein ebensolches Interpretament (cf. z. B. s. *afflictiuns, ahanz, albes, almosnes, amfanz, amis* etc.), einem Adjektiv resp. Pronomen im Plural oder in der weiblichen Form eine Definition im Plural oder in der weiblichen Form (cf. z. B. s. *alét*[2], *alienes, alquant, altra*[4], *altre*[2], *angussuse, apertes, atempredes, bela, bele, blance* etc.), einem *participe passé* als Lemma ein *participe passé* im Interpretament (cf. z. B. *absoluthe, acurede, afermét, agravét, baptizét, celét* etc.). Schon dieser letzte Fall zeigt eine Inkonsequenz, wird doch bei allen übrigen Verbformen der Infinitiv im Interpretament verwendet. Doch damit nicht genug: Storey hält sich in der 2. Auflage (im Gegensatz zur ersten) auch nicht mehr streng an die oben skizzierten Prinzipien: bei *guardét*[1] und *guardét*[2] übersetzt er mit '*(re)garder*', bei *virginels* tritt anstelle von '*virginales*' (1. Aufl.) ein Interpretament '*virginal*'. Sehr häufig sind dann die Fälle, wo einem nominalen Lemma im Plural ein Interpretament im Singular entspricht, cf. s. *jugedor, letres, mels, meilurs, melz, menestrels, miracles, noces, ories, parent, parenz, parz, pechez, pedre*[2], *pedres, pensif, per, pers, porz, povre*[2], *rice, rues,* etc. etc. Offensichtlich hat Storey zu einem bestimmten Moment begonnen, die Interpretamente zu normalisieren (Subst.: sg.; Adj. [Pron.]: m. sg.; Verben: Inf.), diese Normalisierung aber nicht auf die vorher überarbeiteten Teile des Glossars ausgedehnt und sie nachher nicht konsequent angewendet (für *palmes, pluredes, quels, remés, salvedes, tuit* finden wir nach einer Reihe von Singularen wieder pluralische Interpretamente!).

Wie schon zahlreiche andere Punkte, so zeigt auch das Glossar, daß die Überarbeitung nicht mit der notwendigen Sorgfalt vorgenommen wurde: die 2. Auflage von Storeys Arbeit ist, gesamthaft gesehen, enttäuschend. Wohl werden gewisse Mängel der 1. Auflage behoben, aber bei weitem nicht alle; umgekehrt werden neue Fehler und Ungereimtheiten eingeführt. Dazu kommen als weitere Nachteile noch die starke Kürzung der Einleitung und das Fehlen des Variantenapparats: die neue Auflage ersetzt die alte leider nicht, und wir befinden uns in der unangenehmen Situation, in zahlreichen Fällen beide Auflagen konsultieren zu müssen.

Peter Wunderli

*

PAUL AEBISCHER, *Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople.* Texte publié avec une introduction, des notes et un glossaire par P.A., Genève (Droz) – Paris (Minard) 1965, 122 p. (*Textes littéraires français 115*).

Le but de M. Paul Aebischer est modeste: fournir une «édition scolaire» du poème, «aussi lisible que faire se peut», aussi voisine que possible du texte conservé jusqu'en 1879 au «British Museum et disparu depuis».

Le poème mérite d'intéresser les classes. C'est une des rares œuvres médiévales qui, dépourvue de pédantisme scolaire manifeste, est faite dans un but de pur divertissement et qui, riche par sa langue, est curieuse par l'inattendu des situations comiques où se trouvent les personnages qu'elle met en scène. La difficulté même qu'il y a à fixer la date, le lieu d'origine, la signification du poème ajoute encore à l'intérêt qu'il présente pour les étudiants romanistes.

Dans une introduction digne d'attention pour ce qu'elle laisse entendre autant que pour ce qu'elle dit, M. Paul Aebischer résume des vues qu'il a exposées ailleurs sur le sens et le titre du poème (p. 11 ss.). Selon lui, Charlemagne et ses pairs n'accomplissent qu'un faux pèlerinage à Jérusalem et ne s'y comportent pas comme de vrais pèlerins; ils réalisent plutôt une «équipée» en Orient, qui passe d'abord par Jérusalem (141 vers), mais s'attarde surtout à Constantinople (729 vers), où l'empereur d'Occident veut vérifier si l'empereur byzantin porte mieux la couronne que lui-même, comme l'a prétendu la reine de France. Le «texte lui-même» du manuscrit emploie d'ailleurs le verbe *voier* qui signifie 'voyager' dans le titre donné au poème, un titre «qui tient compte des deux buts du voyage, Jérusalem le but fictif, et Constantinople le but réel» (p. 15). A notre avis, toutefois, ce titre ne nous dit pas ce que l'auteur lui-même du poème a entendu faire, mais ce que le copiste du XIVe siècle a cru comprendre de son intention. Du reste mieux qu'un titre qui établirait une sorte de subordination entre les deux buts de la randonnée orientale de Charles, la rubrique du manuscrit donne l'argument du récit en en signalant simplement les deux parties et en indiquant l'ordre dans lequel elles se succèdent: *Ci comence le liuere cumment Charels de fraunce voiet in ierhusalem Et pur parols sa feme a constantinople pur vere roy hugon.* Nul n'a jamais pensé – et M. Aebischer le rappelle – que Charlemagne accomplissait un pèlerinage à Constantinople, mais l'ordre des étapes du voyage et le rôle joué à Constantinople par les reliques qu'a obtenues à Jérusalem le Charles épique, défenseur des chrétiens, convertisseur inconscient d'un juif, distributeur d'offrandes, fondateur de Sainte-Marie Latine, sont significatifs. Dans l'esprit du poète, l'épisode de Jérusalem est l'introduction obligée à celui de Constantinople et justifie la conclusion de celui-ci: Dieu sauve à Constantinople les gabeurs français du mauvais pas où ils se sont mis, parce qu'ils ont été en même temps les pèlerins de Jérusalem, des pèlerins «qui musent et s'y amusent» ou qui y font œuvre de foi, peu importe.

Le manuscrit qui a transmis le poème a toujours été reconnu comme étant anglo-normand. M. Aebischer défend l'idée que le poème est de même origine et qu'il est «la plus ancienne manifestation qui nous soit parvenue de l'humour anglo-saxon» et non, comme on l'a ressassé à la suite de Gaston Paris, de l'esprit parisien. Sans nous hasarder à définir ces variantes subtiles du phénomène comique, nous observerons que le poème peut être tantôt humoristique tantôt spirituel, humoristique quand il montre Charlemagne et ses pairs prenant plaisir à se moquer d'eux-mêmes, spirituel quand Charlemagne accorde son pardon final avec une fine ironie, mais nous ajouterons que

d'autres ressorts comiques interviennent également, le burlesque notamment, qui grossit le goût épique de l'exploit jusqu'au grotesque inoffensif.

Les raisons que donne M. Aebischer de l'anglo-normandisme du poème n'emportent pas la conviction. La référence au *Roland* d'Oxford ne vaut que pour ce que Bédier dit du scribe de ce manuscrit – et non de l'auteur du poème, dont «rien n'invite à croire que [la] langue ait été le français insulaire» et qui selon le savant français n'était pas de l'Ile-de-France mais avait le cœur «hexagonal» de la France contemporaine. Pour M. Aebischer, le *Voyage* n'est pas né en France continentale mais dans l'Angleterre française, parce que les conditions générales y étaient meilleures (p. 22ss.). L'efflorescence du royaume anglo-angevin en face du pauvre royaume de France serait invoquée à bon escient dans le cas de la littérature de cour, mais a moins d'efficace dans celui d'une œuvre comme la nôtre dont l'auteur n'est pas un courtisan et ne garde de l'esprit courtois que l'apparence extérieure. Le postulat de la nécessité vitale pour un poète d'avoir un public généreux n'est d'autre part acceptable que s'il est complété par celui de la possibilité d'une telle générosité dans un pays moins riche ou même pauvre. Sinon sans richesse abondante, point de poète, point de poésie. Or il ne manque pas de pays pauvres qui ont déployé une activité poétique. L'argument tiré de l'infrastructure économique ne nous semble guère probant.

La situation privilégiée de l'Angleterre n'imposant pas à elle seule la naissance anglo-normande du poème, le caractère anglo-normand de l'unique copie ne témoignant que de la faveur générale ou privée dont il a joui dans l'île à un moment donné (sans doute au XIVe siècle), il faut se rabattre sur la langue ou sur les allusions et les références géographiques pour fixer la patrie de l'œuvre. De celles-ci M. Aebischer ne dit rien: pas un mot de Saint-Denis, de Paris, pas un mot des hypothèses sur le Lendit. De la langue il dit qu'elle représente une couche de l'anglo-normand plus ancienne que celle de la copie (p. 24ss.), où se marqueraient déjà la confusion entre cas régime et cas sujet, l'allergie à la diphtongue *-ié*, l'élision facultative de l'article défini *li* devant une voyelle, du *si* de liaison dans les mêmes conditions, etc., traits qui tous existent déjà dans le *Roland* d'Oxford. Mais linguistiquement le *Roland* du manuscrit d'Oxford représente-t-il la Chanson de Roland originale? Malgré toute sa dévotion pour la copie oxonienne, Joseph Bédier ne l'a pas identifiée avec l'original; s'il l'a suivie dans son édition, c'est que son texte est littérairement le plus proche de cet original, ce n'est pas parce qu'il en aurait reproduit la langue.

En examinant la succession des laisses voulue par le poète, nous avons noté des faits, qui ne sont pas favorables à l'origine anglo-normande de l'œuvre. 1. La succession immédiate de laisses en *ié* et en *é* (8/9; 30/31): à l'encontre du copiste le poète distingue donc les deux phénomènes dans son système métrique, même s'il s'autorise certaines licences à l'intérieur des laisses. 2. L'absence de succession immédiate de laisses en *an* et en *en*, ce qui permet de supposer qu'il ne distinguait pas ces nasales et confirme les confusions qu'offre chacune des laisses masculines ou féminines construites sur ces nasales. 3. Signalons encore les formes *moi* (< *mę́*) aux v. 71 et 643.

La date du poème reste mystérieuse. Avec une plaisante précision, M. Aebischer avance le 30 juin 1112, en faisant la moyenne entre les dates extrêmes proposées pour cette œuvre singulièrement voyageuse (p. 29). Si elle était prise au sérieux, la date devrait être déjà modifiée puisque M. Favati, dans son édition de 1965, a rajeuni le poème approximativement d'un siècle. La date deviendrait donc 1130 environ, celle du *Couronnement Louis*, et nous pourrions dire avec M. Paul Aebischer, en nous souvenant des doctes démonstrations de Jules Coulet: «Avouons qu'après tout ce ne serait

pas si sot. » Le badinage chronologique de M. Aebischer comporte toutefois un enseignement négatif, qu'il serait bon de méditer: l'inefficacité chronologique des multiples arguments historiques (à la Gaston Paris, Theodor Heinermann ou Theodor Frings) ou linguistiques (Koschwitz ou tout récemment Favati) qui ont été allégués.

En définitive, de ce poème, sur lequel les interprétations diffèrent, nous ne connaissons pas l'auteur, ni sa patrie, ni sa date. Peu importe puisque nous en avons, ou plus justement nous en avions, le texte, qui prime tout.

Ce texte, M. Aebischer l'a traité avec sagacité. Il en a reproduit d'une part la version diplomatique avec la résolution des abréviations et en a donné d'autre part une édition qui conserve l'anglo-normand de la copie. Il a fort adroitement concilié sa théorie linguistique de l'original et les usages modernes de l'édition. Ses interventions personnelles se veulent les plus rares et les plus discrètes possibles.

La version diplomatique, fondée sur la transcription fournie par Koschwitz, résout les abréviations et sépare les laisses. M. Aebischer ne note pas dans sa transcription la différence entre la lettre abrégée et la lettre suscrite (ainsi *F^{a}nce* = *France* et *tresq;* = *tresque*), n'indique pas les voyelles en suscription (*v^{u}nt* = *vunt*, 338). Par contre, il tient compte des signes indus de nasalisation et transcrit *cennt* pour *cēnt*, *remaindrumm* pour *remaindrūm*, 624.

Sa façon de lire certains noms propres abrégés appelle quelques observations. *Carlemaine* (ou *Karlemaine, Charlemaigne*) abrégé est toujours résolu par la finale *-e*, tant au cas sujet qu'au cas régime. Or de l'examen des formes écrites en toutes lettres, il résulte que le cas sujet apparaît avec *-s* flexionnel aux v. 166, 182, 190, 203, 300, 307, 783, sans cet *-s* de flexion au seul v. 799 et sans finale, sous la forme *Carlemain*, au v. 504, tandis que le cas régime apparaît sans *-s* flexionnel aux v. 250 et 791 et sous la forme *Carlemain* au v. 419. On en conclura que le copiste suivait d'assez près la distinction morphologique des cas et on lira les abréviations *-es* au cas sujet et *-e* au cas régime. L'attitude du scribe a, semble-t-il, été un peu différente pour *Carles* (*Karles, Charles*). Ici encore, M. Aebischer, avec cohérence, lit chaque forme abrégée *Carle*. Les formes du cas sujet écrites en long sont les suivantes: *Karleun* 1; *Charle* (*Carle*) 17, 39, 41, 51; *Charles* (*Carles, Karles, Cales*) 30, 91, 158, 342, 392, 623, 643. Au début de son travail, le copiste notait la forme sans *-s*, puis assez vite, après un temps d'hésitation (v. 30 à 50 environ), s'est décidé pour la forme avec *-s*. Comme toutes les abréviations apparaissent après le v. 100, elles doivent se résoudre en *-es*. Dans le tour présentatif (298, 333) comme au cas régime (494, 857) les formes en toutes lettres sont *Carlun* (*Carleun*). Au v. 275 il faut lire *Karl*un comme aux v. 298, 333 (pour l'abréviation ꝰ = *un*, voir *stꝰ* ou *sꝰt* = *sunt*, 255, 618), tandis qu'aux v. 130 et 303 on suivra M. Aebischer dans sa lecture *Karle* ou *Carle* (cas régime direct). – Pour le nom de l'empereur de Constantinople, le copiste n'écrit jamais en toutes lettres que *Hugun*, quelle que soit la fonction du mot (cas sujet, 310, 323, 394, 397, 401, 419, 437, 444, 454, 466; cas régime, 46, 283, 302, 471, 533, 559). A ces formes, ajoutons celles du cas sujet *Hugū*, qui doivent s'interpréter aussi *Hugun* (303, 478, 483). Il paraît bien que le copiste ne connaisse qu'une seule forme pour le nom du roi de Byzance et qu'il faille comprendre *Hugun*, tant au cas sujet qu'au cas régime, quand il abrège le nom en *Hugꝰ*, et non, avec M. Aebischer, *Hugue* au cas sujet (v. 563, 567, 584, 590, 620, 628, 753, 764, 807, 810, 817, 838, 845, sauf une fois *Hugun* au v. 601, par inadvertance sans doute) et *Hugun* au cas régime (v. 670, 682, 692, 778, 785, 802, 822, 852). L'éditeur a sans doute transféré au copiste la distinction opérée par l'auteur. – La valeur de l'abréviation ꝑ est variable: *par* (318, 477; cf. en toutes

lettres 292, 441, 473, 814, etc.; de même *parler* 258, 577, 657, cf. en toutes lettres 134, 221; ou *partirez* 661, cf. en toutes lettres 256), *per-* dans *perduz* 54, 55, 322, 489, cf. en toutes lettres 479; dans *pere* 826, etc. C'est en *par-* et non en *per-* qu'il faut résoudre l'abréviation au v. 104: *croiz partie, partie* étant apparenté à *partir*. La polyvalence de l'abréviation permet de lui attribuer aussi la valeur de *por* au v. 840 et de lire, non *parter* (ou *perter*), mais *porter*, comme l'exigent le sens et la similitude du vers avec le v. 843. – Conformément à une théorie qu'il a exposée dans *Sur quelques passages du «Voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople», RBPH 40* (1962), 839ss., et reprise dans son édition, p. 90ss., M. P. Aebischer omet le v. 726. Le vers existe dans le manuscrit et a été raturé. La cancellation est-elle, comme le prétend l'éditeur, due au copiste lui-même, qui, après avoir transcrit le vers sur la foi de son modèle, l'aurait biffé ensuite sur la foi d'un autre modèle, plus digne de confiance? Ou est-elle l'effet de la pruderie d'un lecteur ultérieur, comme nous le pensons (*Contribution à l'établissement du texte perdu du Pèlerinage de Charlemagne*, dans *Studi in onore di Italo Siciliano*, Florence 1966, p. 574ss.)? Dans une alternative semblable, la transcription diplomatique doit offrir ce qu'offre le manuscrit, comme dans le cas des lettres exponctuées, c'est-à-dire le vers en litige et l'indication de sa cancellation. Il convient de se comporter au v. 726 comme aux v. 185, 203. – D'autre part on lira: v. 69, 91 *damne deu*, cf. en toutes lettres 252, 772); v. 72 *requere;* v. 78 *entrere;* v. 119, 398 *aprocet* (cf. *brochent* 90, 107, 329; *cloche* 359; *roche* 261; *force* 152, 200, 751; et la laisse 3 en *o...e*); v. 117 *seelee a:* les deuxième et quatrième *e* exponctués de deux points chacun en souscription; v. 146 *tarat;* v. 171 *colchiet* (cf. *culchiez* 655); v. 186 *reliques*; v. 190 *Karlemaines;* v. 225 *cristietez;* v. 242 *prenent;* v. 246 *baruns;* v. 279 *querrant;* v. 303 *contenant* (cf. *contenance* 825); v. 315 *porterunt* (cf. *uoderunt* 315); v. 339 *fors;* v. 365 *Seignurs;* v. 384 *orages;* v. 393 *osaeut*, lecture adoptée, ou *osaent, u* et *n* se distinguant mal selon Wülcker; 401 *Hugun l forz* est la lecture de Koch, tandis que Wülcker semblait discerner *li forz;* v. 412 *lur portent* est sans doute une interprétation de Michel pour un texte que Koch et Wülcker lisaient *ur p.;* v. 459 *erent;* v. 476 *quiuee;* v. 487 *en un lit en r.;* v. 498 *uenderai;* v. 529 *unques;* v. 537 *que*; v. 541 *voleters;* v. 551, 562, 589 *hom* (cf. la graphie du mot en toutes lettres sous le type *home* ou le type *om*, dix-neuf fois avec *-m* contre une fois avec *-n*); v. 554 *commandez* (cf. *comand*, 150, 580); v. 580 *quens, quant;* v. 582 *sur* est exponctué; v. 585 *mangerai;* v. 588 *gernuns;* v. 596 *cuntremunt;* v. 608 *que*; v. 610 *emprenez;* v. 613 *ignalf;* v. 618 *sunt;* v. 624 *les;* v. 636 *espeea*, avec en souscription entre le deuxième *e* et le *a* la lettre *s;* v. 640 *emperere;* v. 644 *uus*; v. 651 *quid;* v. 676 *christus;* v. 681 *uus;* v. 685 *iurees;* v. 687 *en;* v. 708 *comencat;* v. 723 *uers;* v. 724 *quer;* v. 736 *ferunt;* v. 754 *gabement;* v. 764 *ueez;* v. 789 *enuers;* v. 803 *ore;* v. 808 *ferum*; v. 810 *plus*; v. 822 *enportet* (cf. *enportet* 855); v. 832 *les;* v. 848 *Wnt;* v. 852 *bandun;* v. 859 *cunquis;* v. 860 *que*; v. 870 *Pur*. Enfin lisons: *Ki co duit e gouernet* 97.

Comme M. Paul Aebischer croit à une origine anglo-normande, il est naturel et nécessaire que son édition critique conserve la langue anglo-normande du manuscrit. Son attitude, fondée en logique, n'est donc plus simple circonspection ou simple commodité. De cette langue sont expulsés les traits estimés trop tardifs et les leçons qui altèrent la mesure du vers. M. Aebischer estime donc que l'auteur anglo-normand, respectant la métrique, a composé chaque fois d'exacts dodécasyllabes. Il eût convenu de bien étayer cette croyance en l'isosyllabisme primitif de la poésie anglo-normande. Car elle ne va pas de soi. On sait en effet que l'anisosyllabisme domine les copies anglo-normandes et qu'il s'explique par l'incapacité ou l'insouciance anglo-normande

à mesurer régulièrement les vers. Cette incapacité ou cette insouciance n'était-elle le fait que des copistes anglo-normands? Les poètes anglo-normands mesuraient-ils leurs vers au plus juste?

Sans entrer ici dans une telle discussion, signalons des corrections où notre avis différerait de celui de l'éditeur[1].

– v. 1. *karleun*] *Karlemaine.* – Koschwitz, après avoir lu *Charlemaigne* (1re éd.), s'est décidé pour *li reis Charles.* M. Aebischer en revient à la première interprétation du savant allemand. Il rejette *li reis Charles,* qui ne se trouve nulle part ailleurs dans le poème, et estime que l'intervention du patriarche au v. 158 «n'a pas le sens qu'on a voulu lui attribuer», que le prélat «devait savoir que son illustre visiteur s'appelait *Charlemaine,* et joue sur le nom de *Charlemaine* ... en le coupant en deux, comme si *maigne* ou *maine* remontait à *magnus*» (p. 86). – Le poète et le public savaient que l'empereur s'appelait Charlemagne aussi bien que Charles. Le personnage du patriarche, en revanche, auquel l'empereur s'est présenté sous le nom de Charles (v. 151), n'a pas cette connaissance, mais est censé inventer le glorieux nom pour honorer son hôte. Le poète fait un sort au nom connu de tous, lui donne une signification dans son œuvre, dont il faut tenir compte dans la critique textuelle: poétiquement le terme Charlemagne n'est pas à sa place dans l'œuvre avant le v. 158. Cette inconvenance n'a pas échappé au copiste, qui ne le transcrit pas avant le v. 166; il n'a toutefois pas saisi toute la portée du v. 158, qu'il estropie. – Lisons donc au v. 1 *li reis Karles* (cf. *li reis Carle* attesté dans le poème au v. 320).

– v. 4. *e baruns e chevalers*] (*e*) *b. e ch.* – La correction de G. Favati, *Il «Voyage de Charlemagne», edizione critica,* Bologne 1965, p. 133, *e b.* (*e*) *ch.* me paraît préférable, en ce qu'elle s'accorde avec le v. 781 *li barun chevaler.*

– v. 9. *hume nul dedesuz ceil*] *h.* (*nul*) *dedesuz c.* – La correction de P.A. vaut celle-ci *h. nul* (*de*) *desuz c.* sans lui être supérieure; cette dernière est bien défendue par A. Cavaliere, *Per il testo critico del Pèlerinage Charlemagne,* dans *Studi in onore di Italo Siciliano,* p. 212.

– v. 17. *Quant lentend Charle*] *Q. l'e. Charlemaine.* – Pour les raisons indiquées sous le v. 1, la correction ne s'accorde pas avec l'évolution narrative du poème. Il faut lire *q. l'e.* [*li reis*] *Ch.,* proposée jadis par Koschwitz et appuyée par les v. 320, 629. La même correction s'impose aux v. 123, 130.

– v. 30. *Quant ce out la reine*] *Q. ço* vit *l. r.* – P.A. accepte, comme nous l'avons fait nous-même, *Le Pèlerinage de Charlemagne,* Paris 1961, p. 147, et *Studi Siciliano,* p. 561, l'émendation de Koschwitz et de Voretzsch. Elle ne nous paraît plus requise: la reine peut aussi bien, sinon mieux, entendre que voir tonner la colère de son impérial époux (cf. A. Cavaliere, p. 215, et l'éd. Favati, p. 137) et l'hiatus *ço out* est possible (cf. v. 139 *ço est,* 576 *i ço ad dist*). Dans le deuxième hémistiche, il faut lire *Charle*(*s*) (cf. A. Cavaliere, p. 215), le *si* intensif étant bien venu dans un passage gonflé d'émotion, et renoncer à transformer inutilement *irrez* ms. en *iriez* alors qu'au vers suivant on ne le fait pas pour *pez.* Nous proposons donc de conserver le vers tel qu'il est dans le manuscrit et de voir dans *out* un a. n. pour *ot* (< AUDIT).

– v. 51. *dist Carle*] *dist Carlum.* – De *Carlon* cas sujet, il n'y en a pas d'exemple

---

[1] Pour ne pas trop allonger ce compte rendu nous nous permettons de renvoyer à ce que nous en avons dit dans l'article cité des *Studi in onore di Italo Siciliano,* pour les vers suivants: 3, 5, 19, 23, 29, 31, 39, 48, 95, 204, 224 (et 265, 345, 706), 264 (et 597, 609), 655, 675, 676, 677, 717, 719, 753, 782, 813, 820, 822.

dans le poème. On corrigera donc le v. 51, comme les v. 39 et 41 en *ço dist Carle* (cf. v. 228).

– v. 56. *ne dusez ia penser*] *nel deüsez p.* – La leçon ms. peut être conservée à condition de renoncer à la diérèse dans *dusez.* Le v. 645 nous y engage du reste. Cette solution nous permet de conserver *ja,* qui a sa pleine valeur: 'Jamais vous n'auriez dû, ma dame, vous soucier de ma puissance'. Le v. 645 qui a suggestionné Koschwitz et l'a poussé à une correction indue, acceptée dans les éditions les plus récentes, donne un complément à *penser:* 'vous n'auriez pas dû le penser avec tant de légèreté'. D'une part on a *penser de* et de l'autre *penser quelque chose.* L'interprétation d'A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 215, est séduisante quoiqu'elle laisse le premier hémistiche hypermétrique.

– v. 63. Avec raison P.A. corrige *Berin* en *Gerin.* Est-ce Gerin l'obscur compagnon de Gerier dans *Roland* ou Garin, l'illustre seigneur de Montglane ou plutôt celui, renommé aussi, d'Anseüne? Les raisons étymologiques invoquées par P.A., p. 87, pour écarter la dernière hypothèse sont peu convaincantes: le poète ignorait qu'étaient différents les radicaux originels dont sont dérivés Gerin et Garin, noms qui pour lui, comme pour d'autres poètes, étaient tout près l'un de l'autre. Dans sa *Table,* E. Langlois signale des *Gerin* pour Garin d'Anseüne.

– v. 81. *E funt ferrer les destres de tres e deuuant.* – Le vers est altéré, hypermétrique dans le premier hémistiche, hypométrique dans le second. P.A. rétablit chaque fois la mesure: *Sunt ferrez l. d. e d. e d.* Mais il introduit dans le poème un vers qui contrarie l'esprit pacifique du voyage de Charlemagne (cf. v. 79). Les Français pèlerins sont sans armes, et il faut qu'ils le soient, sinon comment comprendre leur désarroi devant les menaces de Hugon? S'ils sont sans armes, ils doivent aussi être sans chevaux de guerre. Ils ne peuvent monter que de paisibles mulets et être accompagnés de placides sommiers (cf. v. 82, 89, 240–241, 850). Une fois cependant, ils sont dits chevaucher des destriers en même temps que des mulets (v. 340). L'existence de ce vers, cependant illogique, incite P.A. à maintenir *les destriers* dans le v. 81. Il croit notre poète «victime du vocabulaire formaliste de l'épique française, qui concevait difficilement une troupe de guerriers, même si ces derniers sont devenus temporairement des pèlerins, sans qu'elle fût accompagnée tant de destriers que de mulets et de bêtes de somme» (p. 87). Mais ne contredit-on pas au vocabulaire formaliste de notre épopée originale en conservant au v. 340 le mot *destrer?* Ce mot ne rompt-il pas le couple habituel du poème *muls/sommier* assuré par les v. 82, 240, 850 pour en créer un nouveau tout à fait isolé? La victime du vocabulaire formaliste général de la geste guerrière n'est pas le poète mais le copiste. C'est lui qui ne conçoit pas les pairs de Charlemagne sans destriers, qui est infidèle à l'esprit de l'œuvre, non le poète qui a imaginé la singularité de cette œuvre. Il est toutefois excusable. Dans les inventions avinées de leurs gabs, les pairs parlent à plusieurs reprises de destriers (v. 457, 461, 495, 502). Le mot existe donc dans le modèle qu'il copie. Il a dû figurer aussi au v. 81, d'où son erreur. De même qu'aux v. 79–80 le poète a remplacé les écus et les lances de combat par de pacifiques fûts de frêne à bouts ferrés et des besaces de pèlerin, de même aux v. 81–82, dans un même mouvement de phrase, il a remplacé les destriers de guerre par des mulets et des sommiers pacifiques. Le vers 81 doit se lire, avec les corrections requises par la métrique (auxquelles n'échappe pas le conservatisme de P.A.) et par le sens de l'aventure particulière racontée: *N'i funt ferrer destrés* [*e*] *detres e devant.*

– v. 93. *qu'il vint en un plain.* – P.A. ajoute *grant* à *plain,* comme Koschwitz, adjectif qu'il serait surprenant que le copiste ait oublié. Nous préférons supposer que sous l'influence de la prép. *en* il a omis l'adv. pron. *en* et lire *qu'il* [*en*] *vint en un plain.*

– v. 100ss. P.A. considère comme du temps perdu de vouloir mettre de l'ordre dans les dénominations géographiques réelles ou imaginaires de ce passage, d'identifier les mystérieux *Croiz partie* et *flum* (p. 87–88). Soit. Mais convient-il d'accepter dans le poème des séquences syntaxiques bizarres, comme *traversent les Turcs* (v. 101–102), *chevauchet ... les bois* (v. 104–105)? Le passage est en désordre grammaticalement autant que géographiquement. Or si le poète pouvait méconnaître la géographie orientale, il devait connaître la langue dans laquelle il composait. Sans se laisser égarer par la fidélité ou la fantaisie géographiques du poète, l'éditeur doit veiller à lui faire écrire un texte syntaxiquement cohérent. La tâche n'est pas aisée; l'ordre des vers qui nous paraît aujourd'hui encore le moins inadmissible, s'établit comme suit: 100, 101, 105, 106, 102, 103, 104, 107, 108. Il ne satisfait pas pleinement: avec le singulier du vers 104, isolé au milieu du contexte au pluriel, est maintenue une disparate de la leçon manuscrite. Il a par contre l'avantage de donner aux compléments turcs et persans, bois et forêts, des verbes qui les régissent normalement, et de supposer dans le chef du copiste une erreur également normale, l'interversion de deux groupes de vers sous l'effet de l'incompréhension.

– v. 103. *la liee*] *Lalie.* – Il faut lire *Lalice,* pour faire un sort aux deux *e* de *-liee.*

– v. 110. *offerendes* doit se syncoper en *offrendes.*

– v. 112. *que Carles i offret*] *q. Carlemaine i o.* – Pour les raisons dites sous le v. 1, *Carlemaine* n'est pas acceptable ici, où il faut lire *q. reis Carles i o.* (avec Koschwitz et ceux qui l'ont suivi) ou *q. li reis Carle(s) i o.* (si on admet que le poète a usé au cas sujet de la forme non sigmatique, sur la foi des graphies des v. 17, 39, 51, 118), ou *q. li reis Carles (i) o.* (la meilleure conjecture à nos yeux: l'adv. *i* peut être venu au deuxième hémistiche du v. 112 sous la plume du copiste sous l'effet du deuxième hémistiche du v. 110, tous deux se rapportant au même geste d'offrande).

– v. 118. *karle*] *Karlemaine.* – A ce moment du récit *Karlemaine* reste prématuré. Lisons [*Cum*] *Karle*[*s*] *i entrat* et supposons que le copiste a cru à une erreur devant deux vers consécutifs qui commencent de la même façon. Pour une telle disposition dans le poème, voir les v. 16–17 et pour les hypercorrectismes du copiste tendant à éliminer les débuts identiques de vers, voir les v. 175, 414.

– v. 123 *karle*] *Karlemaine.* – A corriger en *li reis K.* (cf. ci-dessus, v. 1, 112) et au v. 130 en *le rei K.*

– v. 142. *en albe la citet*] *e.a. atiret.* – P.A. reprend, en la rapprochant graphiquement du manuscrit, la correction de Koschwitz et de Suchier. Foerster avait proposé *en tote la citet,* Voretzsch *en haste en la cité,* Bartsch-Horning *en albe areez,* nous-même avec hésitation en *en* [*l'*]*albe* [*en*] *la citet* (*Pèlerinage de Charlemagne,* p. 35 N 3). Les deux autres éditeurs récents du poème se sont intéressés à ce vers difficile: Vl. Drašković verrait dans *albe* ou l'adj. 'blanc' ou une manière de désigner Jérusalem (éd., p. 70), G. Favati, p. 154, lit *en albe en la citet.* A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 216, de son côté, propose [*a l'*] *alb' e la citet* 'à l'aube en la ville'. Il apparaît bien qu'il faille conserver du manuscrit tant *albe* que *citet.* Si *citet* a un sens clair, *albe* peut signifier 'aube, aurore', 'aube, it. camice', voire 'albe, blanc'. Découvrirait-on que Jérusalem ait porté le nom de Alba, la blanche, l'hypothèse de M. Drašković, qui ne retouche pas le vers et s'appuie sur des toponymes de construction semblable (*Paris la citez,* v. 36; *Dun la citet,* v. 406), s'imposerait. En l'absence de telle attestation, force est à l'éditeur d'intervenir. Le sens d'*albe* est la clef du problème. A. Cavaliere estime, comme nous le pensions nous-même, que voir dans ce mot l'habit ecclésiastique c'était anticiper sur le vers 143. G. Favati nous explique que les clercs sont appelés chacun en aube au-

près du patriarche (v. 142), qui ensuite leur fait revêtir les habits sacerdotaux et les pluviaux (v. 143). Cette succession dans l'habillement nous paraît aujourd'hui acceptable, et nous admettrions donc volontiers la très légère réfection de G. Favati *en albe* [*en*] *la citet,* qui crée une succession de compléments connue du poème (cf. v. 443, mais avec une fonction différente), élimine l'idée d''aurore', qui ne s'impose pas ici et que le poète exprime toujours ailleurs dans un groupe qui signifie le 'point de l'aube', enfin permet de trouver une explication simple à l'erreur du copiste (élimination d'un des *en*).

– v. 157. *mames*] *meïmes.* – Lire *ma*[*ï*]*mes.*

– v. 160ss. Aux reliques offertes à Charlemagne, P.A., p. 88, y ajouterait volontiers un soulier de la Vierge, sur la foi des versions scandinaves. Certains *Galiens* en prose y font allusion aussi, mais non le Galien en vers, qui étant le plus ancien, confirme l'abstention de notre poème. Si un vers avait été omis par le copiste, il se situerait dans la laisse X en [-*u*].

– v. 173. *predicet*] *prechet.* – Il est peu probable que trouvant dans son modèle *prechet,* le scribe l'ait latinisé en *predicet.* Le latinisme convient fort bien par contre au texte original, qui ici est d'interprétation évangélique (cf. dans le même passage *sudarie* 170, *judeus* 172). D'autre part, il convient de conserver *il* dans *il out predicet,* car cette expression a le même mouvement que les seconds hémistiches des v. 170, 175, 176, 177, où est marquée la référence à Dieu. La meilleure lecture du v. 173 est, selon nous, *Al terz jur relevat* (*si*) *cum il ou*[*t*] *predicet.*

– v. 188. *decendut*] *descendut.* – La leçon manuscrite peut être conservée (cf. v. 357 *decent;* 770, 794 *decendre*). Les deux graphies sont en usage dans le texte.

– v. 193. *set anz out ke ne se mut*] *s. a. o.* (*ke*) *n. s. m.* – P.A. suppose une construction paratactique peu courante dans le poème avec un indicatif dans la subordonnée. Mieux vaut faire l'enclise du *se* et lire *ke nes*(*e*) *mut* (cf. v. 612). De même au v. 196, à la construction asyndétique (*Deus i* [*a*] *fait vertut*), serait préférable [*ke*] *D. i. f. v.* Le copiste s'est laissé impressionner par le v. 192 où la construction syntaxique est autre.

– v. 198. *li reis fait faire une fertere*]. – P.A. supprime l'art. ind. Il a cependant ici son sens précis d'unité: un seul reliquaire qui renfermera toutes les reliques. Conservons-le et mettons-le au genre qu'il doit avoir: *un*(*e*) *fert*(*e*)*re.*

– v. 199. *Del plus fin or d'Arabie*]. – *Arabie* peut être conservé et lu *Arábie.*

– v. 208. *la claiment la Latanie*] *le cl. l. L.* – Hémistiche hypermétrique. La forme du type *latine,* qui convient à l'assonance, est assurée par certaines traductions scandinaves (cf. éd. Koschwitz, p. 65; G. Favati, p. 159). Nous lirons, pour moins nous éloigner du manuscrit que les deux éditeurs, *Latínie,* en considérant que le digraphe -*ni*- note le [*ñ*] (cf. v. 259 *cumpanie*). La forme latinisante *Latinie* se trouverait sous l'influence de *litania* et aurait -*ni*- pour -*n*-; l'erreur de copie -*a*- pour -*i*- dans la syllabe tonique est due à *Marie* du vers précédent. La correction de *la* en *le* s'impose; le pronom reprend *muster* et l'erreur est compréhensible chez un copiste qui va écrire *la Latanie.*

– v. 226–232. P.A. maintient les deux courtes laisses du manuscrit en [-*i*] et en [-*e, ei*], sans supposer de lacune entre elles, à l'inverse de Koschwitz. Le poème offre en effet de courtes laisses (v. 53–57, 679–682). Le manuscrit n'en est pas moins suspect ici d'infidélité: nulle part ailleurs de si courtes laisses ne s'y succèdent immédiatement. Nous avons cru pouvoir unifier sous l'assonance [-*ei*] les v. 226–232 (*Pèlerinage de Charlemagne,* p. 48 N 3). Dans son édition M. Favati fait de même, mais au profit de l'assonance [-*i*] (p. 100ss., 160). M. Drašković groupe aussi ces vers en une seule laisse,

mais reproduit la variation manuscrite des assonances [*-i, -e, -ei*] (p. 26). Le principe de l'unicité de la laisse nous paraît acquis.

– v. 234. *ke il out parler*] *ke li oït p.* – Nous comprenons le passage de façon littérale, 'il lui souvient de sa femme, qu'il entendit parler', c'est-à-dire 'il se souvint des propos de sa femme'. *il* manuscrit peut être conservé comme sujet en supposant l'hiatus *ke il*. Au v. 235 *qu'ele li out loët, li* est cas régime et se rapporte à *rei*. Par contre la rectification de *out* en *oït* au v. 234 s'impose et l'erreur du scribe trouve sa cause dans le *out loet* du v. 235. Lisons donc au v. 234 *kë il oït parler*.

– v. 257. *nencuntrent a.*] [*ne*] *n'encuntrent a.* – Correction légitime: le scribe s'égare dans la suite de *nen* qu'il a à transcrire, en note deux au lieu de trois (cf. v. 256 *n'en partissent*). On pourrait songer aussi qu'il ait au début du v. 257 laissé tomber *qu'il* et lire [*qu'il*] *n'encuntrent a.* avec un début identique à celui du vers précédent *qu'il ne venent a ewe* (identité qui aurait été à l'origine de la faute). Avec cette dernière correction, les deux vers qui relatent les miracles opérés par les reliques auraient un mouvement phraséologique semblable et bénéficieraient de l'apport oratoire de l'anaphore.

– v. 259. *cumpanie*] *cumpaine.* – La correction n'est pas utile à condition de dire [*ñ*] pour *-ni-*.

– v. 260–261. P.A. estime que Montelés, les puis d'Abilant, la roche del Guitume sont de pures inventions de l'auteur (p. 88). Mystérieux pour nous, indéchiffrables peut-être, ces toponymes ne doivent pas pour autant être regardés comme fantaisistes. Les identifications toponymiques non fantaisistes proposées pour Abilant et pour Guitume, quelles qu'elles soient, tirées de lieux du Moyen-Orient, s'inscrivent contre l'idée d'un poète imaginant des noms de lieux irréels.

– v. 275. *Atant est karle*] *A. e. Karlemaine.* – Correction admissible, mais à laquelle il conviendrait de préférer *a. es vus Carlun,* sans doute plus poussée, mais inspirée par une des habitudes formulaires du poète (cf. les v. 298, 333).

– v. 285. *li cultres arant*]. – P.A. conserve la leçon manuscrite. *Arant* est cependant une répétition accidentelle de la fin du v. 283. Pour que le coutre soit aussi mirifique que les «conjugles», il doit être au moins d'argent, comme le veulent certains remaniements du *Galien,* appuyés par l'insistance des traductions étrangères sur le caractère merveilleux de la charrue (cf. éd. Koschwitz, p. 70).

– v. 296. *Si a cundut sun aret*] *s. c. s. arei.* – Selon P.A., p. 89, cet *arei* serait mis pour *arreit* 'arroi'. Le vers signifierait 'il conduisit son équipage en droite ligne'. Selon cette hypothèse, il faudrait corriger *aret* en *areit*. Il ne nous semble pas qu'elle élimine celle de G. Paris, qui faisait de *aret* un part. passé substantivé de *arer* avec le sens de 'labour' et accordait ainsi étroitement le v. 296 avec le v. 297.

– v. 328. *A peals e a marteals sereit escansue*]. – P.A. retouche le dernier mot en *aconseüe*. *Peals* doit se lire *pels* 'pieux' et l'erreur s'explique par l'influence de *marteals,* ce qui assure l'authenticité de cette dernière forme. *Escansue* peut être conservé comme part. passé de *escandre* 'frapper' (cf. A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 218: *ben* (*ja*) *esc.*). G. Favati, éd., p. 171, songe à une autre lecture [*a l'*]*esconsue,* 'tramonto', qui mérite aussi considération. L'une comme l'autre de ces explications montrent qu'il n'est plus possible d'escamoter le mot du manuscrit *escansue*.

– v. 340. *Receurent les destrers e les forz mulz amblanz*]. – P.A. conserve la leçon manuscrite, qui cependant brise le couple «sommiers et mulets» établi par le poète au bénéfice du couple épique général «destriers et mulets». Selon ce qui a été dit plus haut (sous le v. 81), il convient de restituer ici *les sumers e les forz muls a.*

– v. 347. *Li paleis fud voul*] *l. p. f. volut.* – On peut proposer une correction plus économique: *votu,* par interversion des lettres (A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 219) ou *voutu* (cf. *voltrue,* v. 422). Dans le second hémistiche, au lieu de *desur*[*e*] avec un *-e* final inconnu du poème pour *desur* et *sur,* cependant nombreux, il serait préférable de lire *de desur* avec G. Favati, éd., p. 175, en se fondant sur [*de*] *devers* (v. 355).

– v. 379. *qui tant bruit e fefreit*] *e fremist.* – La conjecture, acceptée «faute de mieux» par P.A. (p. 89), ne tient nul compte de la parfaite aptitude du copiste à noter quelques vers plus loin et à comprendre *fremir* 'trembler, vibrer' (v. 385) et de la difficulté à imposer ce sens ici. Le verbe qui se dissimule sous *fefreit* doit se rapporter à la notion de bruit. Vl. Drašković verrait, semble-t-il, dans *fefreit* un *fefreïr,* inconnu de nous, qui serait en rapport avec le mot *fifre,* allemand *Pfeifer* (p. 113). Dans cette hypothèse, que nous ne pouvons confirmer, il faudrait supprimer *tant: q. b. e. f.*

– v. 421. *en sa cambre les menat*] *en c. l. m.* – La correction de P.A. peut s'appuyer sur le v. 619 (*ist de cambre*). Il est possible aussi de songer à *e*(*n*) *s*(*a*) *cambre*[*s*], avec un pluriel comme au v. 447.

– v. 422. *voltrue peint a flurs*] *volue.* – *Voltrue* nous semble une cacographie pour *voltue:* le *-t-* est fermement attesté (cf. v. 347). De même au v. 439, on ajoutera *voltue* et non *volue* à *en la cambre.*

– v. 435. *Franceis sunt en la cambre*] *Fr. furent as cambres.* – Sans doute considère-t-on *furent* comme le parfait de *estre* 'aller'. Mais la leçon manuscrite est parfaitement claire et n'exige aucune retouche: la laisse prend les pairs déjà dans la chambre.

– v. 436. *casqun*] *casquun.* – La forme manuscrite peut être conservée.

– v. 438. *sages fud e membrez plains de maleviz*]. – Au lieu de *e* l'adversatif *mais* introduirait mieux le second hémistiche (cf. éd. G. Favati, p. 183).

– v. 442. *que bien i poet home veer*]. – P.A. conserve *veer* dans l'assonance en [*-i*], où il est nécessaire de lire *veïr.* D'autre part il ajoute *e* au début du premier hémistiche et dans le second supprime *i* et lit *hom* au lieu de *home.* Le vers peut être retouché plus légèrement par la simple inversion de *que bien: Li carbuncles art bien que i poet home veïr* (cf. notre *Pèlerinage de Charlemagne,* p. 63 N 5).

– v. 453. *E dist Carlemaines*]. – P.A. insère le pronom *lor* en enclise. Il ne se trouve qu'une seule fois (v. 633) en cette position dans le poème, contre seize fois en emploi proclitique (v. 78, 239, 247, 248, 409, 412, 437, 625, 635, 671, 703, 829, 833, 836, 846, 850). Conformons notre correction à la norme et lisons *E lur d. C.,* d'autant qu'ici n'apparaît pas la raison stylistique d'insistance qui justifie l'enclise au v. 633.

– v. 461. *Le feutre od la sele*] *l. f. avec l. s.* – Au lieu d'*avec,* inconnu dans le texte, on devrait lire *ovoec* (v. 138 *oveoc*), plus proche du manuscrit par sa voyelle initiale.

– v. 463. *Ja nen ert mes receuz*] *Nen ert mès receüz.* – A notre avis, il importe dans ce passage où est engagé définitivement le destin de l'épée fichée en terre par Charlemagne, de conserver *ja ... mes* 'jamais plus'. La correction doit porter sur *receuz.* Nous ne connaissons pas d'emploi de *receivre* 'recueillir' avec le sens de 'retirer', l'exemple allégué par G. Favati, éd., p. 185, rendant seulement l'idée de 'ramasser'. Dans *receüs* trissyllabique, Suchier a découvert *rescus* dissyllabique, p. p. de *rescurre, rescorre.* C'est toujours la moins mauvaise des conjectures.

– v. 465. *Par deu co dist leschut*] *P. D. c. d. l'eschut.* – P.A. (p. 90) estime qu'il n'y a «aucune raison majeure» à préférer l'*escolte* de Koschwitz à la forme du manuscrit, qui est un «verbal de formation parfaitement normale». A notre sens, il y en a une: la présence du mot dans une assonance en [*o–e*], a. n. [*u ... e*] au v. 576. Ici comme ailleurs, le scribe note *escut* (*eschut*). Il est plus simple de croire qu'en chacun des cas

le scribe a substitué sa forme sans *-e,* y compris au v. 576, à celle avec *-e* du poème, que d'imaginer dans celui-ci deux formes, celle sans *-e,* quand les nécessités métriques n'exigent pas cette voyelle, et celle avec *-e,* quand ces mêmes nécessités exigent la finale féminine. Chaque fois que se présente le mot, il devrait donc être transcrit *eschute, escute,* selon les indications manuscrites (v. 465, 482, 490, 505, 515, 528, 538, 551, 562, 589, 600, 616, 619, 625), le *-u-* étant une simplification pour *-ul-, -ol-* (cf. *escuter* v. 376, 408; *gupil* v. 599; *cuchent* v. 445).

– v. 466. *Refols fud li reis hugun*] *Fols f. l. r. H.* – *Refols,* avec préfixe intensif, peut être conservé, à condition de mettre *Hugue* du cas sujet (cf. v. 478, 483).

– v. 475. *Ni remaindrat ja porte*] *Ne rem.* – La correction n'est pas utile. Conservons *n'i* avec *i* adv. locatif.

– v. 479. *Ke il ne perde de la barbe*] *Ke perdet de la b.* – A notre avis, le *ne,* qui est négatif, doit être conservé, ainsi que le subjonctif, la conséquence n'étant qu'envisagée par l'esprit. Par contre *Ke il* peut être supprimé, la notion de conséquence et la personne étant marquées dans *perde.* La proposition de Koschwitz nous paraît encore aujourd'hui la meilleure.

– v. 488. *Si jo nel ai anut testimonie de lui cent feiz*] *Si jo n'ai testimonie anut de li cent feiz.* – P.A. (p. 90–91) consacre une longue note à la nature des rapports entre Olivier et la princesse byzantine. Selon lui, Olivier a trouvé la princesse désirable, mais dans son gab, il se garde d'être trop précis. Il ne prétend qu'une chose, dit-il: avoir pendant la nuit qu'il passera avec la jeune fille cent fois «testimonie» d'elle. En quoi consiste cet engagement, que doivent être en réalité ces «témoignages», de quoi doivent-ils témoigner, nous ne le savons pas. Sans doute, avec le v. 488, bouleversé par P.A. (*nel* devenu *n';* interversion d'*anut testimonie*), ne le savons-nous pas – et le vers reste sans signification (quel exploit que d'obtenir cent fois d'une jeune fille le témoignage de ce qu'on ne dit pas!). Mais nous le savons, et lumineusement, si nous lisons le vers tel que l'offre le manuscrit sans ambiguïté, nous le savons comme le sait lui-même l'espion caché, dont l'erreur n'est pas, comme le voudrait ici P.A., de préciser gaillardement la prude imprécision du gab d'Olivier, mais à chaque coup de prendre au mot les fantastiques vantardises des gabeurs. Prenons le vers tel qu'il est, sans autre amendement que ceux qu'exigent la langue et la métrique et lisons-le selon Koschwitz (à partir de la 3e éd.) ou, les corrections linguistiques en moins, selon G. Favati. Observons simplement que pour la forme pronominale, faute d'autre emploi féminin avec préposition, il convient de conserver *lui* (pour *li,* cf. Pope, *From Latin to Modern French,* § 1253, II): *si jo ne l'ai anut, tesmonie de lui, cent feiz. Tesmoin,* mot savant, a été noté par le copiste à la savante *testimonie,* mais ne compte que pour deux pieds, *-nie* transcrivant [ñ].

– v. 519. *Li dux de Denemarche qui tant se put traveiller*]. – *Put,* parfait, peut être conservé (allusion aux difficultés passées qu'a été capable d'affronter Ogier). Quant à *se* il peut être mis en enclise à *qui* (*quis*) (P. Aebischer) ou supprimé (G. Favati), la proposition devenant active.

– v. 525. *E le palais verser vers terre trubucer*]. – P.A., suivant Koschwitz, insère la conjonction *e* entre *terre* et *trubucer.* Inutilement: la juxtaposition simple est plus percutante que la coordination. Nous rattacherions d'ailleurs *vers terre* à *trubucher,* et non, comme P.A., à *verser.*

– v. 533. *Dites al rei Hugun qui il me prest sun hoberc brun*]. – P.A. suppose la suppression de *qui il* et l'emploi de *mei* accuentué et enclitique pour *me* inaccentué et proclitique. On peut à moindre frais supposer la seule suppression de *qui il* (cf. v. 471

selon P.A. lui-même). Le scribe aurait exprimé par un introducteur abrégé *q'* la subordination indiquée suffisamment par le subjonctif et par le pronom *il* la personne sujet indiquée dans la forme verbale. L'intervention explicative du scribe nous semble ainsi plus simple que celle qui, avec Koschwitz (suivi par G. Favati), suppose dans le poème le pronom *que* avec enclise du pronom personnel *quem*: simple addition explicative au moyen de deux éléments plutôt que développement en trois éléments d'une forme synthétique.

– v. 543. *Facet les enterer entreque haltes dormer*] *entrequ'as halz d'or mer.* – Le poème ne connaît que *tresque,* le *en-* peut être dû au v. 543 à la contamination de *enterer* qui précède; *haltes* existe en ancien français à côté de *halz, helz.* La retouche peut se borner à insérer la préposition articulée *as,* que le copiste troublé dans son travail aurait sautée sous l'action du *haltes* suivant. Le vers se lira alors *trequ'as haltes d'or mer.* Cf. l'éd. de G. Favati, p. 191.

– v. 548. *Lun acer al altre de peces e entre oscher*] [*E*] *l'u. a. al a. depecer e oscher.* – P.A. intervient deux fois pour redresser le vers: addition d'un *e,* qui n'est pas nécessaire, suppression du préfixe réciproque *entre,* utile cependant pour marquer que les lames s'ébrèchent en s'entrechoquant. La simple intervention proposée par Koschwitz, sur la suggestion de G. Paris, suffit pour rétablir la métrique sans appauvrir le vers: *l'un acer depecer al altre e entr(e)oscher.*

– v. 596. *E voler contremunt*]. – P.A. (p. 92) comprend *voler* dans le sens de 'faire voler, lancer' (cf. A. Cavaliere, *op.cit.,* p. 221) et voit dans le gab de Bertrand le «tour d'adresse» qui consiste à jongler avec trois écus lancés dans les airs. Ce gab ne serait pas sans ressemblance avec celui que se vante d'accomplir Turpin. Le digne archevêque projette aussi de jouer au jongleur: il lancera en l'air quatre pommes. Le poète rend ce mouvement *sis irrai estruant e getant cuntremunt* (v. 501). Il est peu probable que pour exprimer le même geste de 'jeter en l'air', il ait usé aussi du verbe *voler,* d'autant qu'il attribue à ce dernier son sens habituel de 'voler' au v. 346. Ce sens doit lui être conservé au v. 596, et il faut admettre que Bertrand se flatte d'imiter les oiseaux.

– v. 605. Les tirets sont inutiles, la construction de ce vers étant la même que celle du v. 606.

– v. 615. *E repundrai l'espeet*]. – *Repundrai* est corrigé en *reprendrai,* selon la suggestion de Koschwitz. Peut-être serait-il possible de conserver la leçon manuscrite et de la comprendre 'repoindrai', remettre la pointe en l'air pour préparer un nouveau lancer?

– v. 622 *Li emperere le vit*]. – Estimant sans doute qu'*emperere* est réservé dans la poème au seul Charles, P.A. corrige le début du vers en *Li reis Hugue.* Correction inutile, car le titre est également porté par Hugon (v. 289).

– v. 624. *ois les parler*]. – Plutôt qu'en *oi(s) les* [*as*] *p.,* nous corrigerons en *oïs*[*tes*] *les parler,* plus simplement, Hugon pouvant dans cette unique interpellation à son espion aussi bien user du «vous» que du «tu». – Le manuscrit dit *les,* non *lens.*

– v. 632 *Si ne sunt aampli li gab si cum il les distrent*]. – Comme G. Favati, nous lirions (*si*) *cum il les distrent* avec *il* insistant sur le sujet (cf. v. 646) et *les* reprenant *gab,* de préférence à *si cum il* (*les*) *distrent,* bien que la locution comparative *si cum* existe dans le poème. Sémantiquement et stylistiquement une correction vaut l'autre, mais celle que nous retiendrions a l'avantage de trouver à l'insertion du *si* une raison, le *si* initial du vers, de sens différent cependant. La remarque a un certain intérêt: si elle est fondée, le poète usait, comme conjonction hypothétique, de *si* autant que de *se.*

– v. 635. *Il lur ad cumandet que aient vestu brunies*]. – La suppression du *que* introducteur n'est pas obligatoire, puisque le *que* s'élide devant *aient*.

– v. 643. L'anglo-normandisation du *moi* manuscrit en *mei* est inutile (cf. un autre *moi* v. 71).

– v. 663. *desuz un arc usud*] *d. u. a. volud.* – Le *-s-* doit être conservé et le *u-* peut être interprété *ol-* (cf. *escut* pour *escolte* et d'autres cas cités dans notre *Pèlerinage*, p. 89 N 1). *Usud* est une cacographie pour [*v*]*usud*, [*v*]*olsud*, le scribe ayant simplifié son double *u-* à l'initiale et noté *usud* pour **uusud*.

– v. 665. *De vin e del claret*]. – Deux solutions sont possibles, *de* [*l*] *vin e del claret* (Koschwitz, cf. 412, 650, 685, 836 pour la répétition de l'article) ou *de vin e de*(*l*) *cl.* (G. Favati, en considérant l'expression comme partitive), mais non celle, hybride, du manuscrit, que retient P.A. La première nous paraît la meilleure, parce que se fondant sur *del cl.* du v. 665, elle accorde ce vers avec les v. 650 et 685, et avec le *del vin* du v. 653 qui est aussi partitif, tandis que la seconde isole le v. 665 dans le système expressif du poète.

– v. 680. *E out dresce sa main*]. – Nous ne distinguons pas pourquoi P.A., qui croit à l'origine anglo-normande du poème, lit *dresciet* et non *drescé*.

– v. 707. *cum flur en este*]. – La correction de P.A. *cum*[*e*] *flur d'albespine* est vigoureuse et ne trouve aucun appui dans le poème. Le v. 403, parallèle à celui-ci, *cume flur en ested*, suggère de conserver l'idée d''été' et de lire *cum*[*e*] *flur en est*[*iv*]*e* (cf. G. Favati, éd., p. 203).

– v. 729. *oil sire reis*]. – P.A. rétablit le mètre *oïl mis s. r.*, créant une formule inconnue du poème, alors que [*bel*] *sire reis* (Koschwitz) au vocatif s'appuie sur le v. 216.

– v. 731. *E vint al palais u Carlemaines seait*]. – P.A. corrige le vers en *Il en v. a. p. u C. esteit*. Le principal de son intervention consiste à substituer *esteit* à *seait*, verbe cependant dûment connu du poète. Koschwitz (que suit G. Favati, éd., p. 205) propose une émendation différente [*il*] *e*[*n*] *vint al palais* [*la*] *u Carl*[*es*] *seeit*, soit trois retouches dans un seul vers. Nous pensons plutôt qu'ici comme ailleurs (voir *Pèlerinage*, p. 144ss.), le copiste a opéré une interversion de mots, et nous lirions *E*[*n*] *vint a Carlemaine al palais u seait*.

– v. 737. L'addition de ce vers par P.A., à la suite de Koschwitz, est, nous semble-t-il, sans raison; voir la note de la p. 92 (v. 735–738).

– v. 746. *Par les neiles de paile les ad getet jus*]. – P.A. (p. 93) se demande si *paile* ne serait pas le produit de PENSILIS 'sorte de chambre chauffée' et non plus, comme on l'a cru, *paile* 'étoffe précieuse'. Cette conjecture ne lui offre toutefois pas une solution précise pour *neiles*. G. Favati, éd., p. 207, et A. Cavaliere, *op. cit.*, p. 223, continuent, avec raison, selon nous, à voir dans *paile* l'étoffe précieuse bien connue du poète et, à juste titre aussi, voient dans *de paile*, qu'il convient de conserver tel qu'il est manuscrit, l'indication de la matière dont sont faites les *neiles*. Ces dernières seraient donc les pièces du manteau qu'empoigne Guillaume pour le jeter à terre. 'Laccetto, legaccio' (G. Favati)? 'Gancio, uncino d'aggancio, cinghia con uncino, cinghia d'aggancio' (A. Cavaliere)? Quoi qu'il en soit de ces interprétations, qui sont proches l'une de l'autre, un fait est acquis: le premier hémistiche du v. 746 ne doit pas être retouché.

– v. 755. *Par la fei que si dei nen est bel ne gentilz*]. – P.A. personnalise le vers *P. l. f. q.* [*vus*] *d.*, *ne* [*m'*] *en e. b. n. g.* Cette personnalisation n'est pas requise dans le second hémistiche, que nous verrions plutôt avec une réduplication émotionnelle du *ne* devant les adjectifs: *n'en est* [*ne*] *bel ne gent*[*ilz*] (cf. G. Favati, éd., p. 209). Le *si* du premier

hémistiche est plus difficilement compréhensible et l'émendation de P.A. peut mieux se justifier. Nous serions donc enclin à lire ce vers comme le faisait Koschwitz.

– v. 761. *a unes forz estaches*]. – Il ne convient pas de mettre *unes* au singulier. Au pin, en plein vent, les pairs seront attachés par quelques liens solides (cf. G. Favati, éd., p. 238, et nous-même, in *Studi Siciliano,* p. 577), sans pouvoir être sauvés. *Raidement* représente, en effet, à notre avis *raëment* 'rachat, rémission' plutôt que la forme préfixée de *aidement* (A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 220 N 31), dont le sens 'aide', adopté aussi par P.A. (p. 117), nous paraît faible dans le passage.

– v. 780 et 783. *Desur un pin antif*]. – P.A. (p. 94), rencontrant une suggestion de A.G. Hatcher, *Contributions to the Pèlerinage de Charlemagne, StPh. 44* (1947), 18, propose *desuz un pin a.* Koschwitz corrige *Desor un pui antif,* émendation qui paraît toujours nécessaire à A. Cavaliere, *op. cit.,* p. 221 ss. Nous avons renoncé à la croire telle (*Studi Siciliano,* p. 576): les traductions étrangères appuient les deux lectures. Avec G. Favati, éd., p. 208, nous conserverions la leçon manuscrite, mais nous débarrasserions le passage du comique «simiesque» que l'éditeur italien a voulu y voir (éd., p. 25). Voir notre note citée des *Studi Siciliano,* p. 577 N 45, sur la nature du comique de cette scène. Pour P.A. (p. 94), Charlemagne, prévoyant la réussite du gab de Bernard, a dû prendre ses précautions, n'a pas dû se réfugier sur un pin, il a pu rester tranquillement «sous» un pin, duquel il n'aura pas à s'éloigner pour recevoir la soumission de Hugon *desuz l'umbre d'une ente* (v. 795). Rappelons d'abord que l'*ente* 'arbre fruitier' ne peut être le pin, que du *pin* à l'*ente* il n'y a pas nécessairement une distance digne d'être signalée par un vers – distance que mentionnent les traductions scandinaves –; ensuite que Charles a bel et bien été surpris par l'inondation, car avec ses pairs *prient Damne Deu que d'eauls ait pited* (v. 782). S'il a été surpris, il a dû chercher à fuir l'eau. La meilleure façon n'est-ce pas encore de «prendre de la hauteur»? Mais, moins effrayé que Hugon, parce qu'il sait que Dieu entendra sa prière, il se réfugie moins haut que le roi de Constantinople (cf. le v. 785). Voulant ménager ses Français, le poète passe sous silence leur reprise de contact avec le sol, débarrassé de ses eaux, tandis qu'il y consacre le vers 794 pour ce qui est de Hugon.

– v. 806. *prest sui la mei enport*] *p. s. l. meie port.* – *en* peut être conservé comme adverbe pronominal; *p. s. l. mei*[*e*] *en port.*

– v. 812. *Franceis les esgardent*]. – P.A. laisse le verbe au présent, ajoutant un *e* conjonctif au début du vers. Le passage étant en entier au parfait (v. 809 *portat,* 811 *fud,* 813 *out*), la correction *esgarde*[*re*]*nt* met plus d'harmonie temporelle dans celui-ci. L'erreur du copiste s'explique par une sorte d'anticipation sur la laisse suivante, où le même passage est repris au présent (v. 816 *portet,* v. 818 *esgardent, parolent*).

– v. 842. *Ja nen prendrai del vostre*] *J. ne pr. d. v.* – La leçon manuscrite, plus expressive, est à conserver: *ja n'en prendr*[*unt*] *d. v.* 'Ils n'en prendront jamais du vôtre'.

– v. 855. *Que menporterez en France*]. – Avec Koschwitz, P.A. corrige *que* en *car. Que* est acceptable, comme conjonction consécutive.

Jules Horrent

*

ERNSTPETER RUHE, *Untersuchungen zu den altfranzösischen Übersetzungen der Disticha Catonis,* München (Hueber) 1968, 250 p. (*Beiträge zur romanischen Philologie des Mittelalters 2*).

Wenn die *Disticha Catonis* im Mittelalter nicht nur mehrfach ins Altfranzösische, sondern auch in die andern westeuropäischen Volkssprachen übertragen wurden, so verdanken sie dies ihrer Beliebtheit als Schulbuch. Ruhe, p. 9, behauptet sogar, sie hätten im Lektürekanon der mittelalterlichen Lateinschulen den ersten Platz eingenommen. Meines Wissens waren sie aber beim Übergang von der antiken zur mittelalterlich-christlichen Schule in dieser Rolle vom Psalter abgelöst worden[1].

Nun sind die sieben erhaltenen altfranzösischen Fassungen aber nicht voneinander unabhängig entstanden. Deshalb ist Ruhes Vorgehen, das Verhältnis der Übersetzungen zueinander und zu ihren lateinischen Vorlagen zu untersuchen, durchaus sinnvoll. Da Ruhe jedoch die untersuchten Texte stets nur aus diesem einen Blickwinkel betrachtet, kann man ihm wohl eine gewisse Einseitigkeit vorwerfen, zumal sich seine Betrachtungsweise kaum als besonders ergiebig erweist.

Die altfranzösischen Übersetzungen der *Disticha Catonis* bilden nach Ruhe zwei voneinander unabhängige Überlieferungszweige. Auf der einen Seite stehen die drei anglonormannischen Fassungen des 12. Jahrhunderts, auf der andern Seite die vier festländischen des 13. und 14. Jahrhunderts. Während Ruhe aber die bisher angenommene Reihenfolge der festländischen Fassungen lediglich bestätigen kann, kommt er bei den anglonormannischen zu ganz neuen Schlüssen. Hatte ihr Herausgeber Stengel etwa der Übertragung Elie von Winchesters den ersten Rang zusprechen wollen, so hält Ruhe sie für jünger als die Fassungen Everards und des Anonymus, da der Autor offenbar den Kommentar des Remigius nicht selbständig benutzt, sondern bloß aus den beiden Vorgängerinnen gekannt hat. Weniger deutlich ist die Verwendung der Übertragung Everards durch den Anonymus. Sie verrät sich vor allem durch die Anordnung der Kurzsentenzen, die in den verschiedenen Zweigen der lateinischen Handschriftentradition sehr unterschiedlich ist. Die beste und zu ihrer Zeit auch beliebteste Übertragung, diejenige Everards, steht damit auch chronologisch an erster Stelle.

Welchem Publikum sollten aber diese Übersetzungen dienen? Ruhe äußert sich dazu nicht ausführlich, doch ergeben sich aus seinen Untersuchungen mehrere Hinweise. Grundsätzlich konnten die Übertragungen natürlich sowohl dem Lateinschüler zum bessern Verständnis des Textes dienen wie auch den Text einem weitern Kreis von Leuten zugänglich machen. In der dreisprachigen Gesellschaft Englands ergab sich allerdings noch eine dritte Möglichkeit, die Verwendung als Französischlesebuch für Angelsachsen. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang, daß zwei mittelenglische Übersetzungen der *Disticha Catonis* im wesentlichen Umdichtungen Everards sind, wobei immerhin das lateinische Original daneben verwendet wurde. Die erste dieser Fassungen wird sogar in den Handschriften zusammen mit ihrer französischen und lateinischen Vorlage überliefert. Auch sonst erscheinen die beiden ältesten anglonormannischen Fassungen immer zusammen mit dem lateinischen Original. Die Verbindung zum Unterricht bleibt also noch einigermaßen deutlich.

Mehr als ein Jahrhundert später setzt die festländische Überlieferung ein, doch ist

---

[1] Cf. PIERRE RICHÉ, *Education et culture dans l'Occident barbare,* Paris ²1967, p. 515 s. und N 119.

unterdessen die Zeit nicht stillgestanden. Die erste Übertragung des 13. Jahrhunderts, diejenige von Adam de Suel, stellt den bewußten Versuch dar, den *Disticha Catonis* ein weiteres Publikum zu gewinnen. Mehrfach wendet sich der Autor an seine Leser, bei der Lektüre dieses Moralbüchleins nicht zu verzagen. Außerdem kommt er ihnen dadurch entgegen, daß er häufig Anleihen beim volkstümlichen Sprichwortschatz macht. Bemerkenswert ist ferner, daß von Adam de Suels Fassung eine niederländische Übersetzung besteht, die ihm fast wörtlich folgt und das lateinische Original nicht zu kennen scheint.

Einen Hinweis verdient in diesem Zusammenhang auch die einzige Prosaübertragung der *Disticha Catonis,* welche in den Jahren 1278–1281 als Einschub in einer Universalchronik entstand. Auch hier ist die Beziehung zum Schulbuch völlig abgebrochen. Wenn sich der Prosaübersetzer jedoch möglichst eng an den Wortlaut des Originals hält – enger, als dies im Versmaß möglich ist –, so scheint mir dies unter den gegebenen Umständen durchaus kein Vorzug zu sein.

Auch der letzte Übersetzer im 14. Jahrhundert, Jehan le Fèvre, versucht sich möglichst streng an den Wortlaut des Originals zu halten. Er nennt selbst die Arbeit Adam de Suels, rechnet sie aber zum alten Eisen. Tatsächlich ist es Jehan le Fèvre gelungen, alle seine Vorgänger an Beliebtheit zu übertreffen. Mit ihm beginnen sich die *Disticha Catonis* aber wieder auf den Bereich der Schule zu beschränken. Seine Übersetzung bemüht sich nicht nur um Worttreue, sondern erscheint auch in Begleitung des lateinischen Textes. Nur während einer gewissen Zeitspanne vermochte sich also unser Moralbüchlein in der Gunst eines weiteren Publikums zu halten. Der lateinische Elementarunterricht blieb jedoch noch für lange Zeit seinen jahrhundertealten Routinen treu. Der letzte französische Text zu den *Disticha Catonis* ist eine kurze Parodie aus dem 15. Jahrhundert, welche Ruhe erstmals im Anhang seiner Arbeit veröffentlicht hat.

Jakob Wüest

*

S. J. Borg, *Aye d'Avignon.* Chanson de geste anonyme. Edition critique par S. J. B., Genève (Droz) 1967, 379 p. (*Textes littéraires français 134*).

Aye d'Avignon gehört zur *Geste de Nanteuil* und erzählt, wie die schöne Aye den Berengier, den Sohn des Doon de Nanteuil, heiratet. Der Ehe entsprießt Gui de Nanteuil, der Held der gleichnamigen Chanson de geste. Nach dem Tod des Berengier wird Aye die Frau des zum Christentum übergetretenen Ganor, des Königs von Mallorca. Die Widersacher der Helden gehören fast ausschließlich dem bösen Geschlecht des Ganelon an. – Diese in Alexandrinern geschriebene Chanson de geste, die weniger wegen ihrer epischen Teile als der abenteuerlichen Romanhandlung wegen bedeutsam ist, war das editorische Erstlingswerk von Paul Meyer, dem damals noch sein Lehrer François Guessard zur Seite stand (Paris 1861, Anciens Poètes de la France). Später hat Paul Meyer in verschiedenen Artikeln auf Handschriftenfragmente der *Aye* hingewiesen. Der neue Herausgeber, S. J. Borg, fand somit ein gut erschlossenes Material vor. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die einzige vollständige Handschrift abzudrucken und die spärlichen Fragmente in den Anhang zu verweisen (*table de concordance,* p. 317–320). Die Abweichungen von der Ausgabe Guessard und Meyer sind zum

Teil in den Anmerkungen oder in der Einleitung verzeichnet (p. 19–21 und 164–166). Borg will gegen hundert falsche Lesarten seiner Vorgänger festgestellt haben. Eine Kontrolle war uns nur möglich für die 64 Verse, die er als Faksimile seiner Ausgabe beigegeben hat. Für dieses kurze Stück haben wir zwei Besserungen Borgs gezählt (v. 1266 *m'en merent* für *memmerent;* v. 1284 [*de*], welches in der Handschrift und bei Guessard-Meyer fehlt), gegen zwei Fehler (Borg v. 1241 *a abandon,* Hs. und G.-M. richtig *a bandon;* Borg v. 1289 *de,* Hs. und G.-M. richtig *des*). Wir müssen deshalb die Frage offenlassen, in welchem Maß Borgs Text besser ist als der seiner Vorgänger[1].

Wertvoll sind in der neuen Ausgabe die ausführliche Einleitung von 168 Seiten, der Abdruck der Fragmente, die Anmerkungen und das Verzeichnis der Eigennamen. Dieses ist nicht ganz vollständig; es fehlen *Artu* 3772 (*n'en auroit garant por le roiaume Artu*) und *Margot* 2458, 2466; *Monlaon* 676 ist unter *Charlemaine* zu suchen, *Monlaon* 444 etc. aber unter *Laon;* leider sind die Eigennamen der Fragmente nicht in das Verzeichnis aufgenommen worden (z.B. Fragment Fauchet: *Aufanions* 9; *Gerbers d'Otrante* 10; *Fanions li courtois* 19, ein Spielmann, Variante zu *Gamions*). Zum achtseitigen Glossar bemerkt der Herausgeber: «Ne vise pas à être complet.» Die Bibliographie ist diejenige einer Dissertation und enthält unter anderem die provenzalischen Chrestomathien von Appel und Bartsch; Bloch-Wartburg, Godefroy, Tobler-Lommatzsch, Zumthors Literaturgeschichte usw. Weniger wäre mehr gewesen: die einschlägigen Publikationen zu *Aye d'Avignon* muß man sich mühsam zusammensuchen.

In der Einleitung widmet Borg der *langue du poète* und der *langue du manuscrit* zwei sorgfältige Untersuchungen, als deren Endergebnis dann allerdings festgestellt wird, daß die Heimat von Autor und Kopist «sur les limites de la Normandie et de la Picardie», und zwar eher südlich, «sur les limites de l'Ile-de-France», gesucht werden müsse. Was würde wohl aus unserer Wissenschaft, wenn es keine Grenzgebiete gäbe?

Im Kapitel über die Verstechnik gibt Borg (außer einem Verzeichnis der Assonanzen und der recht zahlreichen gereimten Laissen) eine Übersicht über die Laissenverbindungen und macht die interessante Feststellung, daß die epische Wiederholung eines Laissenschlusses am Anfang der darauf folgenden Laisse mit einer einzigen Ausnahme nur bei Kampfschilderungen auftritt (p. 95). Bei der Diskussion der Autorenfrage (gegen Guessard-Meyer und andere nimmt Borg mit guten Gründen einen einzigen Autor an) stellt der Herausgeber eine Reihe von stereotypen epischen Formeln aus den zwei Teilen der Chanson zusammen (p. 147–149). Wir hätten es vorgezogen, die Laissenverbindungen und die *clichés épiques* beieinander und ein *vollständiges* Verzeichnis der formelhaften Wendungen zu finden (vgl. etwa v. 566, 622; 856, 876, 3705, 3714; 1090–93, 1107–8, 1318–21; 1430, 1691; 2770, 2779; 3774, 3800).

Sehr willkommen ist das Kapitel über Quellen, literarische Traditionen und Datierung. Der Autor der *Aye* scheint den *Renaut de Montauban* und Bodels Sachsenlied zu kennen. Da *Gui de Nanteuil* nach der *Aye* entstanden ist, glaubt Borg schließen zu dürfen «qu'on ne risque point de se tromper en disant qu'*Aye d'Avignon* a été composée entre 1195 et 1205» (p. 137). Bei Raimbaut de Vaqueiras finden sich zwei Anspielungen auf Gui de Nanteuil. Hätte Borg die Ausgabe von Joseph Linskill (The Hague 1964) benützt, würde er festgestellt haben, daß die beiden in Frage stehenden Gedichte des Troubadours 1189 und 1195 datiert werden. Es ist also sehr wohl möglich, daß *Aye d'Avignon* früher entstanden ist. Die Datierungsfrage bleibt auf jeden

---

[1] Borg behauptet, die Erstausgabe der *Aye* sei seit langem vergriffen. Sie figuriert aber noch im Katalog des Verlages Champion von 1966.

Fall offen[2]. – Zur literarischen Tradition hätte man anfügen können, daß in Vers 1025 des *Jeu de la Feuillee* ein Liedanfang lautet: *Aie se siet en haute tour,* daß Milá y Fontanals zwischen *Aye* und einer Romanze des Gaiferos gewisse Ähnlichkeiten festzustellen glaubte[3] und daß *Aye* in Vers 2310 des *Poème moral* (vor 1215) mit Apollonius von Tyrus und Foulque de Candie zu jener verderblichen Literatur gerechnet wird, die aus lauter *vaniteit* bestehen soll.

Borgs literarische Würdigung der *Aye d'Avignon* ist ansprechend, läßt aber für weitere Untersuchungen noch Raum. Die Aye ist ein höchst sympathisches Frauenzimmer und in einer Chanson de geste eine ungewöhnliche Erscheinung. Auch der «gute Heide» Ganor ist keine alltägliche Gestalt in der epischen Dichtung. Wunderbare Wurzeln, Steine, Ringe, Örtlichkeiten; Verkleidungen, Träume, Flucht der Liebenden übers Meer: eine exotische Welt, in der das Königreich des Artus sprichwörtlich geworden ist und die Nachtigall *oci oci* singt wie bei Chrétien de Troyes. Eine Welt der *courtoisie* auch, die sich klar abhebt vom immer noch lauten Kampflärm. Ayes Liebe wird aber nicht erkämpft, sondern verdient durch höfische Tugenden. Der Autor zitiert etwa Sprichwörter (v. 884/5, 2676, 2871; Fauchet 13, p. 315: Borg hätte sie erwähnen sollen); er wird sentenziös (2978/9, 3206–9), klerikal frauenfeindlich, wenn der Charakter der Personen es erheischt (1149ss.). Warum sollte man den thematischen Reichtum eines Werkes nicht in einem Sachindex aufschlüsseln? Darin könnte man auch Begriffe aufnehmen, die man (leider) in den Glossaren stets wegläßt, etwa *jongleur* (744, 2581, 2694/5, 4099, 4126, auch 1788–90, 2501/2, 1408 und p. 315) oder *paysan* (1029, 2483/4) oder *heaume, écu, épée, cheval,* die ja meistens beschrieben oder sogar benannt werden; dann auch Bilder, etwa dasjenige der Hirschjagd, die von Aye selbst der Eroberung einer Frau gleichgestellt wird (v. 145, 288, 1217). Wir drehen S. J. Borg keinen Strick daraus, daß er sich an die übliche Editionstechnik gehalten hat. Was er uns vorlegt, ist sehr brauchbar, und der Aye d'Avignon hat er einen guten Dienst erwiesen.

Marc-René Jung

*

W. Meyer-Lübke, *Historische Grammatik der französischen Sprache* II: *Wortbildungslehre.* Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage von J. M. Piel, Heidelberg (Winter) 1966, XV + 247 p.

Als vor nunmehr fast 50 Jahren Meyer-Lübkes Wortbildungslehre des Französischen zum erstenmal erschien, wurde sie von der Kritik[1] einhellig als eine Meisterleistung begrüßt. Als neu und in gewisser Hinsicht umwälzend wurde die Art der Darstellung

[2] P. 129–137 bringt Borg zum Teil überzeugende Argumente gegen die von de Riquer und Cluzel vertretene frühe Datierung des *ensenhamen* des Guiraut de Cabreira, der *Aye* erwähnt, und bei dem es sich (laut Borg) eher um Guerau IV handelt, der kurz nach 1174 geboren wurde. Warum Borg aber bestreitet, Guiraut de Calanso habe Guiraut de Cabreira nachgeahmt, ist uns unverständlich.

[3] M. de Riquer, *Les chansons de geste françaises,* Paris 1957, p. 279.

[1] Cf. vor allem die Besprechungen von W. von Wartburg, *ZRPh. 42* (1922), 504–508, und von L. Spitzer, *ARom. 7* (1923), 194–210.

ROMANISCHES SEMINAR UNIVERSITÄT ZÜRICH

des Stoffes gewürdigt. Hatte man zuvor die Wortbildungslehre ausschließlich unter sprachgeschichtlich-etymologischen Gesichtspunkten gesehen und damit letztlich eine vulgärlateinische Wortbildungslehre verfaßt, so führte Meyer-Lübke in seinem kleinen, aber überaus gehaltvollen Werk eine funktionelle Betrachtungsweise ein, indem er das Wortbildungsmaterial des Französischen nach seiner Verwendung gliederte. Daß dem Autor dabei eine in der Hauptsache neufranzösische Wortbildunglehre in deskriptiver Sicht vorschwebte, geht aus dem Vorwort von 1920 hervor, wo er ausdrücklich davon spricht, die Wortbildungslehre als etwas Lebendiges zu betrachten (p. V) und das Werdende und Lebende über das Erstarrte zu stellen (p. VI). Wenn aber eine rein deskriptive Wortbildungslehre des Neufranzösischen nicht zustande kam bzw. nicht zustande kommen konnte, so ist der Grund dafür letzten Endes in der Zielsetzung des Gesamtwerkes zu suchen. Die sprachgeschichtliche Betrachtungsweise dominiert also selbst in dieser neuen, nach funktionellen Gesichtspunkten vorgenommenen Darstellung der französischen Wortbildungslehre, wie sie Meyer-Lübke als erster versucht hat. Das überrascht auch nicht eigentlich, wenn man weiß, daß Meyer-Lübke seinem Wesen nach in erster Linie Sprachhistoriker gewesen ist. Wie dem auch sei, Meyer-Lübke hat im zweiten Teil seiner *Historischen Grammatik der französischen Sprache* den Weg für eine neue Konzeption der Wortbildungslehre gewiesen. Hierzu lieferte Wartburg in seiner Besprechung (p. 505) eine weitere Anregung, indem er auch für die Wortbildungslehre einer Sprache einer Verbindung von deskriptiv-synchronischen Querschnitten mit historisch-diachronischen Längsschnitten das Wort redete. Leider harren diese theoretischen Erwägungen noch ihrer praktischen Ausführung, so daß eine umfassende Wortbildungslehre der französischen Sprache in synchronisch-diachronischer Sicht bis heute fehlt. Abgesehen von den sehr eingehenden und nützlichen Studien zu Einzelproblemen und Darstellungen im herkömmlichen Stil (Alessio) hat in neuerer Zeit lediglich die deskriptiv-synchronisch ausgerichtete Arbeit von Jean Dubois, *Etude sur la dérivation suffixale en français moderne et contemporain* (Paris 1962), etwas von dem verwirklicht, was Meyer-Lübke und Wartburg angeregt haben.

Da also seit Meyer-Lübkes *Wortbildungslehre* kein gleichartiges Werk erschienen ist, das nicht nur die Ergebnisse der Einzelforschungen der letzten fünf Jahrzehnte auf dem Gebiet der französischen Wortbildungslehre ausgewertet hätte, sondern auch in methodischer Hinsicht ein Fortschritt gewesen wäre, andererseits aber seit langem dieses kleine Meisterwerk nicht mehr auf dem Büchermarkt zu finden war, nimmt es nicht wunder, wenn der Winter-Verlag den Entschluß fassen konnte, es in einem unveränderten Nachdruck erneut erscheinen zu lassen. Immerhin wurde in diesem Neudruck, dessen Herausgabe der Kölner Romanist Joseph M. Piel betreut hat, eine Anzahl von Druckfehlern korrigiert, die die Kritik seinerzeit beanstandet hatte. Der Herausgeber selbst hat ein Vorwort und «Nachträge und Berichtigungen» zu Meyer-Lübkes Text beigesteuert. Schließlich wurden dem Ganzen, das als zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage bezeichnet wird, noch ein Suffix- und Präfixverzeichnis sowie ein detaillierter Wortindex beigegeben.

Nach beinahe einem halben Jahrhundert Meyer-Lübkes französische Wortbildungslehre in unveränderter Form erneut herauszubringen, stellt gewiß ein Wagnis dar. Man stelle sich so etwas im Bereiche der naturwissenschaftlichen Disziplinen vor, um die ganze Tragweite eines solchen Schrittes zu ermessen! Von verlegerischem Standpunkt aus betrachtet ist es natürlich ein durchaus berechtigtes Anliegen, ein bewährtes Handbuch, das bis heute noch nicht durch Besseres ersetzt worden ist, wieder auf dem

Büchermarkt zu wissen. Dagegen läßt sich darüber diskutieren, ob ein solches Unternehmen vom fachwissenschaftlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen ist. Immerhin haben die Wortforschung und die Wortbildungslehre in den letzten Jahrzehnten beachtliche Fortschritte gemacht, die man gerne in einem Handbuch wie diesem hätte verarbeitet sehen mögen, wenn es seiner vornehmlichsten Pflicht als rasch informierendes Nachschlagewerk weiterhin gerecht werden will. Eine Verlegenheitslösung war es von seiten des Verlages, den Text von Meyer-Lübke mit ergänzenden Anmerkungen versehen zu lassen. Der Herausgeber stand dabei vor der schwierigen Aufgabe, einen Text bearbeiten zu müssen, den er nicht antasten durfte, obwohl er in mancherlei Hinsicht verbesserungsbedürftig war. Da bei einer eingehenden Wiederaufnahme der einzelnen Paragraphen die Ergänzungen den eigentlichen Text an Umfang wahrscheinlich bei weitem übertroffen hätten, entschloß sich Piel, in einem Anhang «nur lose Ergänzungen und Berichtigungen sachlicher und bibliographischer Art» (p. 173 N) zusammenzustellen. Etwas anderes wäre im Rahmen einer unveränderten Wiederherausgabe von Meyer-Lübkes Wortbildungslehre auch gar nicht möglich gewesen, sondern hätte den Rahmen eines solchen begrenzten Unternehmens gesprengt.

Da also in Meyer-Lübkes Text nicht eingegriffen werden durfte und somit eine gründliche Überarbeitung gezwungenermaßen ausgeblieben ist, sind auch in dieser Neuauflage noch etliche Druckfehler und andere kleine Unebenheiten enthalten, die bei einer Generalrevision gewiß aufgefallen wären. Hinzu kommen die sachlichen Einwände, zu denen Meyer-Lübkes Darstellung in vielen Fällen heute Anlaß gibt. M. Höfler hat bereits in einer ausführlichen Besprechung (*ZRPh. 83,* 104–114) der von J. M. Piel besorgten Neuauflage von Meyer-Lübkes Wortbildungslehre eine ganze Anzahl von Korrekturen angebracht. Um die Einzelbemerkungen nicht unnötig anschwellen zu lassen, soll hier nur auf das aufmerksam gemacht werden, was von Höfler noch nicht berücksichtigt worden ist.

Auch in Meyer-Lübkes Wortbildungslehre ist auf die Stellenverweise wenig Verlaß, wie auch Höfler bereits festgestellt hat. Leider sind nicht nur die Verweise innerhalb der Wortbildungslehre in vielen Fällen unzutreffend, sondern auch solche auf den ersten Band der *Historischen Grammatik der französischen Sprache* sowie auf die *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft* treffen vielfach nicht zu. Die meisten Fehler bei den Stellenverweisen innerhalb des zweiten Bandes und auf den ersten Band erklären sich hier wie dort durch die nachträgliche Einschaltung eines Paragraphen; nicht wenige gehen aber wohl auch zu Lasten der Handschrift des Autors, die einem Setzer gewiß manches Rätsel aufgegeben haben muß. Am Ende dieser Besprechung findet sich eine Liste von fehlerhaften Stellenverweisen, die jedoch nicht vollständig ist, weil es der Rezensent nicht als seine Aufgabe ansah, alle Stellenverweise zu kontrollieren.

Noch immer finden sich etliche Druckfehler und fehlerhafte Graphien für französische Wörter in Meyer-Lübkes *Wortbildungslehre,* obwohl die Kritik im Anschluß an die erste Auflage von 1921 bereits auf so manchen Fehler aufmerksam gemacht hatte. Neben den von Höfler in seiner Besprechung zusammengestellten Corrigenda seien hier einige weitere genannt: p. 11 Z. 7 lies *acérain* statt *acerain;* p. 27, 10 v. u. l. *grand-chambrier* st. *grand'chambrier;* p. 30, 10 v. u. l. *wagnérien* st. *Wagnerien,* wo auch alle übrigen von Eigennamen abgeleiteten Adjektive klein zu schreiben sind; p. 31, 17 v. u. l. *japonais* st. *japonnais;* p. 33, 2 l. *lamaneur* st. *lamanneur;* p. 38, 1 l. *letzteres* st. *lezteres;* p. 45, 5 v. u. l. *chéquier* st. *chequier;* p. 46, 7 l. *cafetière* st. *caffétière;* p. 46, 12 v. u. l. *genêtière* st. *genétière;* p. 54, 19 l. *bataille* st. *battaille;* p. 60, 15 l. *je-m'en-fichisme* st.

je m'enfichisme bzw. l. *je-m'en-foutisme* st. *je m'en-foutisme;* p. 95, 4 v.u. l. *dererain* st. *deerain;* p. 99, 3 v.u. l. *wagnérique* st. *wagnerique;* p. 112, 12 l. *cercueil* st. *cerqueuil;* p. 116, 14 l. *faisceau* st. *faisseau;* p. 119, 4 l. *entstand* st. *enstand;* p. 119, 14 v.u. l. *hérisson* st. *hériçon;* p. 120, 19 l. *téton* st. *teton;* p. 120, 10 v.u. l. *annehmen* st. *annnehmen;* p. 122, 14 l. *panache* st. *pannache;* p. 124, 1. v.u. l. *wie denn neben dem* st. *wie den neben den;* p. 127, 4 v.u. l. *ausnahmsweise* st. *Ausnahmsweise;* p. 134, 18 l. *angeführten* st. *angführten;* p. 136, 18 v.u. l. *chucheter* st. *chuchoter;* p. 138, 9 l. *entstanden* st. *enstanden;* p. 140, 17 v.u. l. *dieses a-* st. *diese -a-;* p. 141, 13 l. *entre-colonne* st. *entre-colonnes;* p. 144, 19 l. *entre-nœud* st. *entre-nœuds;* p. 146, 3 l. *dasselbe* st. *daselbe;* p. 147, 14 v.u. l. *Birne* st. *Birnen;* p. 147, 13 v.u. l. *sans-gîte* st. *sans-gite;* p. 152, 7 l. *hineintreiben* st. *heineintreiben;* p. 156, 2 v.u. l. SUBTRAHERE st. SUBTARHERE; p. 158, 9 l. § 204 st. 204; p. 165,8 v.u. l. *fer-blanc* st. *fer-blant.*

Auch in einigen anderen Fällen gibt die Graphie der zitierten Formen Anlaß zu Bemerkungen. So schreibt Meyer-Lübke p. 18, 7 *rempart,* aber *ramparer* und *rampardière.* Wohl kommt *ram-* in dieser Wortfamilie vor, so auch im Erstbeleg für *rempart,* ist im ganzen aber seltener als *rem-* (cf. *Gdf.;* Huguet; *FEW 7,* 633 s. PARARE). – Laut *Lar. XIXe s.* heißt das Adjektiv zu *Bayeux bayeusain* (so auch das entsprechende Ethnikum), und nicht *bayeusin,* wie Meyer-Lübke p. 30, 1 v.u. will. – Die p. 39, 4 verwendete Form *véron* 'phoxinus levis' ist seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr üblich; ihr wird heute allgemein die Schreibung *vairon* vorgezogen (cf. *RobertPt. 1967* und *FEW 14,* 185 s. VARIUS). – P. 46, 10 muß es richtig heißen *cloyère* 'Austernkorb'; *clayère* trägt vielmehr die Bedeutung 'Austernpark' (cf. etwa *RobertPt. 1967* sowie *FEW 2,* 777 s. CLETA). – P. 48, 1 ein *balançoir* 'Schaukel' ist nirgendwo belegt; es ist daher wohl das seit 1530 belegte *balançoire* gemeint, das aber auf Grund seines Suffixes in den folgenden § 64 gehört. – P. 92, 17 trifft die von Meyer-Lübke postulierte Chronologie bei der Verwendung der Formen *résistence* und *résistance* nicht zu; vielmehr ist es so, daß die im Altfranzösischen und Frühmittelfranzösischen übliche Graphie *resistence* im Spätmittelfranzösischen durch *résistance* ersetzt wurde (*FEW 10,* 301 s. RESISTERE). – P. 112, 2 steht *résuel* wahrscheinlich für richtiges *réseuil* 'petit filet pour prendre le lièvre', wie es etwa p. 114, 17 verwendet wird.

Ein zukünftiger Bearbeiter der französischen Wortbildungslehre von Meyer-Lübke sollte sein Augenmerk auch auf die den selteneren Wörtern beigegebenen Bedeutungsangaben richten. Es zeigt sich nämlich, daß Meyer-Lübke in nicht wenigen Fällen recht ungenaue Definitionen verwendet. So bedeutet p. 38, 17 v.u. *geudon* nicht 'Fußvolk', sondern 'Fußsoldat' (zu afr. *geude* 'Trupp zu Fuß, Fußvolk'). – P. 46, 12 muß es bei *rivière* 'Ufergelände' statt 'Gelände' heißen. – P. 51, 2 *épuchette* ist nicht eine 'kleine Schaufel' schlechthin, sondern eine kleine Schaufel zum Torfstechen, was notfalls noch dem beigegebenen *épuche* 'Schaufel zum Torfgraben' zu entnehmen wäre. – Mit *relevailles* (p. 54, 11) wird nicht der erste Ausgang, sondern der erste Kirchgang einer Wöchnerin nach ihrer Entbindung bezeichnet. – P. 61, 4 v.u. *corsage* 'Leibesbeschaffenheit, Wuchs' ist ungenügend definiert, weil es in dieser speziellen Bedeutung nur im Zusammenhang mit einem Pferd, Hirsch usw. gebraucht wird. – P. 76, 9 *emplacement* ist besser durch 'Platz, Stelle' als durch 'Baustelle', p. 76, 10 *embranchement* besser durch 'Ab-, Verzweigung' als durch 'Lötstelle' wiederzugeben. – P. 86,11 *gâchis* 'Pfütze' sollte man eher mit 'aufgeweichter Boden, Schlamm', p. 86, 13 *pressis* 'Fruchtsaft' eher mit 'ausgepreßter Saft von Fleisch oder Kräutern' übersetzen. – Irreführend ist die Bedeutungsangabe bei *patté* 'mit Pfoten versehen' (p. 102, 2 v.u.), das seit frühmittelfranzösischer Zeit in der Hauptsache als «terme de blason» in der

Bedeutung 'dont les branches s'élargissent à leurs extrémités (croix, etc.)' verwendet wurde. – Für den heutigen Sprachgebrauch ist p. 109, 19 *ville passante* 'eine passierbare Stadt' kaum noch in Anspruch zu nehmen. Vielmehr trägt *passant* heute in dieser oder ähnlichen Verbindungen die Bedeutung 'très fréquenté' (cf. *RobertPt. 1967* sowie *FEW 7,* 710 s. PASSARE). – P. 116, 1 *tombereau* ist kein 'Schubkarren', sondern ein zweirädriger Wagen mit einer Kippvorrichtung für die Ladung. – Hin und wieder vermißt man in Fällen, wo Meyer-Lübke Beispiele zitiert, die nicht dem allgemeinen Sprachgebrauch angehören, eine Bedeutungsangabe. So dürfte ein Student kaum etwas mit dem fachsprachlichen nfr. *pouture* ('mode d'engraissement des bestiaux, pratiqué presque exclusivement avec des graines farineuses') anzufangen wissen (p. 87, 3), ganz zu schweigen vom altfranzösischen Simplex *pout* ('bouillie de farine d'avoine'). Das von Meyer-Lübke verwendete afr. *pout* läßt sich übrigens nicht belegen (cf. Gdf., T-L, *AW* sowie *FEW 9,* 549 s. PULS) und ist daher durch *pou(l)s* bzw. *pou* zu ersetzen.

Am meisten Schwierigkeiten hat wahrscheinlich der unerfahrene, nach Information strebende Leser mit der chronologischen Situierung der von Meyer-Lübke zitierten Beispielwörter. Nur spärliche Angaben macht er nämlich zur Chronologie seines Belegmaterials. Natürlich muß man ihm zugute halten, daß ihm die Ergebnisse der wortgeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte noch nicht zur Verfügung standen. Eine allgemeingehaltene Orientierung mit Hilfe der Termini «afr.», «mfr.», «nfr.» hätte aber auch schon genügt. Wohl verwendet Meyer-Lübke im Prinzip die Begriffe «afrz.» und «nfrz.» zur Angabe der chronologischen Gültigkeit seiner Belege; nur zu oft fehlen aber selbst diese Angaben. Vom Terminus «mfr.» macht er dagegen keinen Gebrauch. In vielen Fällen muß also der Leser andere Quellen heranziehen, wenn es ihm um eine genaue zeitliche Einordnung der von Meyer-Lübke gelieferten Beispiele geht. So findet sich etwa § 87 (*-age*), p. 62, 15/16, unter den Sachbezeichnungen mit kollektiver Bedeutung neben eindeutig neufranzösischen Bezeichnungen ein *fruitage* 'Obst', das sogleich durch seine Bedeutung auffällt. Bei näherer Beschäftigung mit dem Wort ergibt sich, daß *fruitage* in der genannten Bedeutung nur im Altfranzösischen bzw. Mittelfranzösischen gebräuchlich war und bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus der Schriftsprache verschwunden ist (*FEW 3,* 824 s. FRUCTUS). – Ähnlich verhält es sich mit *dégout* 'Regenguß; Bratenbrühe' (p. 81, 6 v. u.); während die erste Bedeutung sich nicht belegen läßt und deshalb wohl 'action de dégoutter, ce qui dégoutte' gemeint ist, die zum letztenmal von *Widerhold 1675* bezeugt wird, ist das Wort in der zweiten Bedeutung eindeutig mittelfranzösisch (*FEW 4,* 348 s. GUTTA). – Wenn es am Ende des § 160 heißt: «..., neben *carpeau* ... liest man auch *carpot*», so ist dazu zu sagen, daß die Form *carpot* schriftsprachlich gewiß nur von geringer Verbreitung gewesen ist, da sie allein von *Widerhold 1669* erwähnt wird (*FEW 2,* 398 s. CARPA). – P. 120, 4/3 mischt Meyer-Lübke unter die noch neufranzösischen Beispiele (*arçon, tronçon, écusson* usw.) für diminutives *-çon* auch afr. mfr. *clerçon* (*FEW 2,* 774 s. CLERICUS), *poçon* (*FEW 9,* 266 s. POTTUS), *enfançon* (*FEW 4,* 663 s. INFANTIA), obwohl er im folgenden altfranzösische Fälle gesondert aufführt. – Bei dem p. 152, 15/14 v. u. zitierten *encharger* 'einem etwas übertragen' handelt es sich ebenfalls um einen Terminus, der bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Schriftsprache aufgegeben worden ist, sich aber – nach Ausweis des *FEW 2,* 421 s. CARRICARE – noch eine Weile im provinziellen Sprachgebrauch hielt. – Diese wenigen Beispiele zeigen schon, daß Meyer-Lübke, wenn er schon die Angaben über Chronologie und Gebrauch seiner Beispielwörter nicht völlig vernachlässigt hat, sie doch als zweitrangig ansah, ging es ihm doch offensichtlich in erster Linie darum, eine

streng nach funktionellen Gesichtspunkten ausgerichtete Wortbildungslehre zu liefern, was jedoch zur Folge hatte, daß oft Altes und Neues ohne klare Trennung vermischt wurde. Diese im Grunde unhistorische Betrachtungsweise bringt es fast zwangsläufig mit sich, daß man die Entwicklungstendenzen innerhalb der Wortbildung des neueren Französischen nur schwer erkennt.

Auch das Erkennen begriffsgeschichtlicher Zusammenhänge bleibt dem Leser weitgehend selbst überlassen. So sieht Meyer-Lübke wohl etwa p. 48, 11 v.u. *escumoir* m. (1330–1670) und das noch nfr. *écumoire* f. (seit 1552, aber schon ca. 1460 in der Form *escumoere, FEW 17,* 138 s. SKUM-) im Zusammenhang, unterläßt aber einen Verweis auf das gleichbedeutende mfr. *escumette* (p. 51, 9), das nachweislich speziell im 16. Jahrhundert im Pikardischen gebräuchlich war und in den ostfranzösischen Dialekten noch heute fortlebt (*FEW 17,* 139), sowie auf ein nfr. *écumeresse* (p. 49, 2), das neben seiner fachsprachlichen Verwendung ('grande écumoire de raffineur de sucre') in den französischen Mundarten auch in der allgemeinen Bedeutung 'écumoire' begegnet (*FEW 17,* 139).

Wenn man sich vor Augen hält, wann die französische Wortbildungslehre von Meyer-Lübke entstanden ist, wird man auch den Stellen, wo er ausdrücklich vom heutigen oder modernen Sprachgebrauch spricht, mit der nötigen Vorsicht begegnen. In der Tat verbirgt sich hinter so gekennzeichneten Beispielen mehr als einmal ein für heutige Begriffe veralteter Sprachgebrauch. Von den *centrier, gaucher, droitier* als Vertreter politischer Richtungen (p. 27, 9/8 v.u.) sind zumindest die beiden ersten heute nicht mehr sprachüblich, sondern durch *centriste* und *gauchiste* ersetzt worden. – Wenn Meyer-Lübke p. 47, 7/6 v.u. schreibt «... *rouissoir,* heute eher *routoir* 'Hanfröste'», so scheint der moderne Sprachgebrauch gerade umgekehrt zu sein. *RobertPt. 1967* verzeichnet nur noch *rouissoir;* auch im *LarPt. 1958* kommt *routoir* nicht mehr als Lemma vor, sondern wird nur noch als Variante s. *rouissoir* zitiert. – *Simplesse* 'simplicité naturelle, douceur' (p. 72, 18 v.u.) ist auch längst nicht mehr gebräuchlich; wird von *DAc. 1935* bereits als «vieux» bezeichnet und von den neuesten Wörterbüchern überhaupt nicht mehr aufgeführt. – Wenn Meyer-Lübke p. 156, 7 meint, die heutige Gemeinsprache besitze noch *forligner* 'ausarten', so mag das bestenfalls Gültigkeit für das 19. Jahrhundert gehabt haben, nicht aber für das 20. Jahrhundert.

Auch sonst sind von den neufranzösischen Wörtern, die Meyer-Lübke als Beispiele der lebenden Sprache entnommen hat, nicht wenige mittlerweile aus dem Sprachgebrauch verschwunden. So hat sich die moderne Sprache für *normalien* 'élève de l'Ecole normale supérieure' und gegen *normaliste* (p. 37, 2 v.u.), für *nietzschéen* und gegen *nietzschiste* (p. 37, 1 v.u.) entschieden. – Im heutigen Sprachgebrauch sind auch *wagnérique* und *hugotique* (p. 99, 3 v.u.) durch *wagnérien* und *hugolien* ersetzt worden. – Anstelle von *Nivernichon* und *Bourbonnichon* (p. 121, 5/4 v.u.) sind heute ausschließlich *Nivernais* und *Bourbonnais* gebräuchlich; statt *entre-colonne* 'Säulenweite' (p. 141, 13) heißt es jetzt *entrecolonnement; bissac* (p. 149, 11 v.u.), das noch P. Loti verwendete, ist heute gänzlich zugunsten von *besace* aufgegeben worden; auch *se surhausser* 'sich überschätzen' (p. 157, 12 v.u.) ist nicht mehr üblich.

Endlich sollen sich hier noch einige Anmerkungen zu einzelnen Punkten in Meyer-Lübkes Text, die unsere Aufmerksamkeit geweckt haben, in loser Folge anschließen. – Die § 12 (p. 9, 13/9 v.u.) von Meyer-Lübke angegebenen Etymologien sind heute in einigen Fällen nicht mehr aufrechtzuerhalten. Höfler (*ZRPh. 83,* 111) hat in diesem Zusammenhang bereits auf die Etymologie von fr. *canevas* hingewiesen. Auch die Herleitung von fr. *coutelas* aus it. *coltellaccio* ist keineswegs als gesichert anzusehen

(cf. *FEW 2,* 1499 s. CULTELLUS und N 6). Schließlich ist auch die Herkunft von fr. *lilas* aus sp. *lilac* zu korrigieren. Der Flieder ist vielmehr über Mitteleuropa Ende des 16. Jahrhunderts nach Frankreich gekommen. Spanische Vermittlung kann nicht in Frage kommen, weil sp. *lila(c)* erst im 18. Jahrhundert belegt ist (cf. *FEW 19,* 108 s. LĪLĀK). – Wenig glücklich ist die Formulierung in § 36 (p. 27 Mitte), wenn Meyer-Lübke schreibt: «Während CABALLARIUS den Pferdeknecht bezeichnet, SCUTARIUS den Schildmacher oder einen mit dem Scutum bewaffneten Soldaten, gehören *chevalier* und *écuyer* dem germanisch-romanischen Feudalwesen an, sind also zwar materiell identisch mit den lateinischen Wörtern, aber in anderer Zeit neugebildet.» An der Herkunft von *chevalier* und *écuyer* aus den genannten lateinischen Wörtern ist nicht zu zweifeln (cf. *FEW 2,* 5 s. CABALLARIUS und *11,* 349 s. SCUTARIUS); wie denn auch sicher ist, daß sich die Bedeutungsverschiebung vom Lateinischen zum Frühromanischen in beiden Fällen allmählich vollzogen hat und daß sich in beiden Bezeichnungen die veränderten Funktionen ihrer Träger in der sich von der Antike radikal unterscheidenden Welt des Feudalismus widerspiegeln. – P. 32, 4/3 v. u. stellt Meyer-Lübke *faiseleux* 'Aufräumer im Schieferbruch' zu einem fr. *faisil* 'Krätze (t.t. der Goldschmiede)' (< FACĪLE 'zur Fackel gehörig', *REW* 3131), das im *FEW 3,* 357 s. FACĪLE fehlt. Diese Herleitung mutet wenig wahrscheinlich an; vielmehr wird *faiseleux* im Zusammenhang mit Vinz. *fåžəłyu* 'adroit, habile', Limagne *fageliu* 'id.; qui sait inventer de petites choses', Ambert *fazitu* 'industrieux', bourbonn. *fasillou* (*FEW 3,* 347) zu sehen sein und damit zu FACERE gehören. – § 45 (p. 35, 9 ss.): Als neueres Beispiel für einreihendes *-ard* bei bereits abwertendem Bedeutungsgehalt des Grundwortes möge etwa *salopard* zu *salop,* einer Nebenform von *salaud,* dienen. – § 46 (p. 37, 14 ss.): Daß *-iste* in der Regel mehr als *-eur* Berufe mit einem höheren sozialen Rang bezeichnet, läßt sich sehr gut an dem neufranzösischen Nebeneinander von *afficheur* 'professionnel assurant la pose et la conservation des affiches sur les emplacements réservés à cet effet' und *affichiste* 'dessinateur publicitaire specialisé dans la création d'affiches' zeigen. – § 52 (p. 41, 9) findet sich unter den Feminina auf *-esse* von Maskulina auf *-eour* irrtümlicherweise auch afr. mfr. *chevaleresse* 'femme d'un chevalier'. – Die im § 56 zusammengestellten Formen (*aveineril* usw.) sind Ableitungen auf -ARILE; da sie außerdem zu allen Zeiten nur in Westfrankreich vorgekommen sind, ist dieses Suffix zumindest für die neufranzösische Wortbildung ohne Interesse. Zu den Einzelbeispielen wäre zu sagen, daß afr. *chaneveril* eine Form ist, die Godefroy aus den in seinen Belegen vorkommenden *chaneveri* und *cheneveri* rekonstruiert hat. Auch *seileril* (zu *seigle*) mutet verdächtig an; man sollte *seigleril* oder *seilleril* erwarten. Was die Bedeutung der westfranzösischen Wörter auf *-eril* angeht, so bezeichnen sie keineswegs nur das Stoppelfeld des betreffenden Getreides usw., sondern ebensooft, wenn nicht öfter das mit einer bestimmten Getreideart besäte Feld (cf. etwa *FEW 3,* 828 s. FRUMENTUM und *11,* 362 s. SECALE sowie Gdf. *5,* 633 s. *orgeril* und 6, 124 s. *peseril*). – § 62 (p. 46, 11/10 v. u.): Die Annahme, *sapinière* 'Tannenwald' habe «zunächst eine Anpflanzung von jungen Tännchen bezeichnet», ist durch nichts gerechtfertigt. Vielmehr ist das Wort von Anfang an (seit Furetière 1690, *FEW 11,* 215 s. SAPPUS) in der Bedeutung 'bois de sapins' belegt. – § 67 (p. 49, 3 v. u.): Bei *hansard* 'Hackmesser' haben wir es wiederum mit einem dialektalen Element zu tun, das die westfranzösische Entsprechung des französischen *couperet* ist. Als solches gekennzeichnet wird es noch von *RobertPt. 1967* aufgeführt (*hansart*). Auch die Belege im *FEW* (*16,* 140 s. HANDSAX) deuten nicht darauf hin, daß das Wort jemals schriftsprachlich geworden ist. – § 67 (p. 51, 4): Beim Suffix von fr. *lorgnette* kann auf Grund der ursprünglichen

Bedeutung des Wortes sehr wohl auch analoger Einfluß von *lunette* mit hineingespielt haben, wie *BlWtbg.* mit Recht annimmt. – § 96 (p. 69, 5 v.u.): Daß «*tevour* nach *tiède* zu *tiédeur* umgestaltet» worden ist, ist nicht einzusehen. Auch wenn *tevour* im Altfranzösischen vielfach belegt ist, *tiédeur* dagegen erst in mittelfranzösischer Zeit, so ist daraus noch nicht der Schluß zu ziehen, *tiédeur* sei eine Umbildung von *tevour* unter dem Einfluß von *tiède*. Vielmehr wird es so sein, daß *teve/tevour* und *tiède/tiédeur* ursprünglich zwei geographisch getrennt vorkommende altfranzösische Entwicklungsvarianten des lat. TEPIDUS gewesen sind. Die erste Variante war in altfranzösischer Zeit die Form mit der größeren Verbreitung, die von den ostfranzösischen Dialekten über das Normandische bis in die westfranzösischen Mundarten reichte (cf. *FEW 13/1*, 232s. s. TEPIDUS). Die synkopierte Form ist uns aus altfranzösischer Zeit nur sehr unzureichend belegt. Daß sie bereits im Altfranzösischen existiert haben muß, zeigt ihr Aufstieg mit der sich herausbildenden Schriftsprache, was vielleicht auch einen Schluß hinsichtlich ihres ursprünglichen Verbreitungsgebietes zuläßt. – § 96 (p. 70, 12): Fr. *rudeur* 'rudesse, rigueur' ist vereinzelt auch schon vor dem 18. Jahrhundert belegt, so bei Palsgrave 1530 und im agn. *Roman de Horn* (ca. 1230) in der Form *ruddor* (*FEW 10*, 541 s. RUDUS). – § 100 (p. 73): Bei den Adjektivabstrakta auf *-ise* von Wörtern auf *-ant* und *-ard* bedarf es eines Verweises auf § 94 (*-ie* < -IA), da *-ie* zumindest im Altfranzösischen in gleicher Funktion an beide Endungen treten konnte, wie Meyer-Lübke mit den von ihm gelieferten Beispielen selbst zeigt. – § 100 (p. 73, 10): Das mittelfranzösische Hapax *bestesse* ist nicht von einem tadelnden Adjektiv abgeleitet, wie Meyer-Lübke annimmt. Vielmehr zeigt der bei Gdf. *1*, 638 zitierte Beleg («Et se aduiseront [les chiens] en leur bestesse que quant ilz changent, ilz sont batus» [Gaston Phébus]), daß die Bedeutung 'qualité, état de la bête' ist und demnach eine Ableitung von *beste* 'Tier' vorliegt. – § 118 (p. 87, 7): Fr. *toiture* tritt nicht erst im 19. Jahrhundert auf, sondern ist auch schon im 16. Jahrhundert bezeugt (*FEW 13/1*, 150 s. TECTUM). – § 141 (p. 103, 1): *fourché* ist ganz gewiß das als Adjektiv verwendete Perfektpartizip von *fourcher* in der heute nicht mehr üblichen Bedeutung 'se diviser en forme de fourche', und nicht Ableitung von *fourche*. – § 151 (p. 112, 1): An der Entlehnung von fr. *épagneul* < sp. *español* ist nicht zu zweifeln; der veränderte Wortausgang erklärt sich durch Suffixanpassung. – § 154 (p. 114, 5/6): Fr. *grésil* und daneben vereinzelt im Altfranzösischen *grésille* sind in der Tat Rückbildungen von *grésiller* und haben nichts mit *grès* 'Sandstein' zu tun. – § 154 (p. 114, 16/17): Nfr. *résille* geht nicht auf ein sp. *redilla* zurück, das nicht belegt ist, sondern auf sp. *redecilla*, das bei Beaumarchais noch die Form *rescille* hat, dann aber unter dem Einfluß von *réseau* zu *résille* umgestaltet wurde (*BlWtbg.; FEW 10*, 331 s. RETE). Analoge Beeinflussung von *réseuil* ist weniger wahrscheinlich, weil dieses Wort auf Grund seiner speziellen Bedeutung ('petit filet pour prendre le lièvre'), die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auch die einzige ist (cf. *FEW 10*, 337 s. RETIOLUM), im allgemeinen Sprachgebrauch nur sehr selten vorkommt. – § 158 (p. 117, 10 v.u.): Fr. *gilet* ist gewiß nicht direkt aus dem Türkischen entlehnt; vielmehr wird es aus den arabischen Sprachen Nordafrikas übernommen worden sein, sofern nicht Entlehnung aus dem Spanischen (aus älterem *jileco*, das heute der Form *jaleco* Platz gemacht hat) vorliegt (*BlWtbg.; FEW 19*, 200 s. YELEK). – § 176 (p. 126): Der neueste Stand in der Erforschung des Vigesimalsystems bei den Kardinalzahlen findet sich bei G. Colón, *Zum Zwanzigersystem der Zahlwörter*, in *Verba et Vocabula* (Festschrift für E. Gamillscheg zum 80. Geburtstag), München 1968, p. 127–133. – § 229 (p. 149): Im Abschnitt *anti-* ist unter den Verwechselungen mit *ante-* *antéchrist* (seit 12. Jahrhundert) zu nennen, das auch im Mit-

tellateinischen als *antechristus* begegnet. Die Beispiele, die Meyer-Lübke hier aufführt, gehören vielmehr zum Abschnitt *ante-* und zeigen Verwechslung mit *anti-*.

In seinen «Nachträgen und Berichtigungen» zu Meyer-Lübkes Wortbildungslehre geht es J. M. Piel vor allem darum, sachliche Irrtümer, die von der Kritik an der ersten Auflage beanstandet worden waren, zu korrigieren und die Bibliographie zu den einzelnen Paragraphen bis auf unsere Tage weiterzuführen. Außerdem ist Piel bemüht, durch Anführung von Beispielen aus dem modernen Französisch Meyer-Lübkes Text zu aktualisieren. Da sich M. Höfler in seiner Besprechung der zweiten Auflage der Wortbildungslehre von Meyer-Lübke bereits eingehend mit den einzelnen Anmerkungen von Piel befaßt hat, können wir uns hier alle Details ersparen, soweit sie sich schon bei Höfler finden. Dazu ergänzend seien hier noch folgende Bemerkungen gemacht: § 22 (p. 178, 15 v. u.) *peaussu* ist nicht erst seit Villon belegt (so auch schon im Text von Meyer-Lübke), sondern zum erstenmal bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts (*FEW 8,* 167 s. PELLIS), so daß es etwa zur selben Zeit entstanden sein wird wie *peaucele, peaussier* usw. – § 23 (p. 178, 10 v. u.) muß es *buanderie* statt *buandrie* heißen. – § 32 (p. 180, 11/12): Daß sich das zweite *-t-* in *tutoyer* durch eine Doppelung *tu-tu* erklärt, will nicht recht überzeugen; wahrscheinlicher ist doch, daß hier *-t-* als auch sonst verbreitet vorkommender Bindekonsonant nach § 26 eingefügt worden ist. – § 42a, p. 183, 7 v. u., lies § 42 statt § 41, Z. 6 v. u. lies I, § 86 statt I, § 84. – § 48 (p. 185, 9): Daß *sodomiste* eher als *sodomite* gebraucht wird, trifft nicht zu. *Sodomiste* wird von neueren Wörterbüchern nicht mehr verzeichnet. *RobertPt. 1967* liefert s. *sodomite* ein in unserem Zusammenhang interessantes Zitat aus Gide: «On dit *sodomite,* Monsieur, répondait Verlaine au juge qui lui demandait s'il était vrai qu'il fût *sodomiste.*» Nach dem *FEW 12,* 22 s. SODOMITA ist denn auch *sodomiste* zum letztenmal im *Lar. 1933* bezeugt. – § 69 (p. 189, 4 v. u.): lies *marionnette* statt *marionette.* – § 161 (p. 203, 2 v. u.): *BlWtbg.* s. *bête* sieht im Wortausgang von *bêta* vielmehr eine der Kindersprache eigene Form des Suffixes *-ard.* – § 182 (p. 207, 12): *A genouillons* gehört nicht, wie Piel annimmt, noch der heutigen Sprache an. Vielmehr war dieser adverbiale Ausdruck nur dem Alt- und Mittelfranzösischen eigen und wird zum letztenmal von *Voultier 1613* verzeichnet (*FEW 4,* 114 s. GENUCULUM).

Neben einem Suffix- und Präfixverzeichnis, das bereits von M. Höfler einer eingehenden Kritik unterzogen worden ist, enthält die zweite Auflage der Wortbildungslehre von Meyer-Lübke einen gegenüber der Erstausgabe beträchtlich erweiterten Wortindex. Hatte sich Meyer-Lübke noch darauf beschränkt, nur jene Wörter aufzunehmen, die sich nicht leicht über das Inhaltsverzeichnis finden lassen, so hat sich der Bearbeiter des Wortverzeichnisses in der neuen Auflage von diesem an sich vertretbaren Prinzip getrennt und alle im Text vorkommenden Beispielwörter ohne Unterschied aufgenommen. Dadurch hat natürlich der Wortindex sehr an Umfang gewonnen. Man fragt sich aber wohl zu Recht, ob hier nicht etwa des Guten zuviel getan worden ist. Da man in diesem Buch in erster Linie Auskunft über eine bestimmte Art der Wortbildung sucht und nicht über ein bestimmtes Wort, hätte es vielleicht genügt, wenn nur die ausführlicher behandelten Wörter in den Index aufgenommen worden wären. An die gewöhnlichen Beispielwörter, die Meyer-Lübke ohne weiteren Kommentar anführt, wäre der Leser auch auf dem Wege über das Inhaltsverzeichnis herangekommen. Während also die französischen Wörter aus den drei Hauptteilen reichlich – um nicht zu sagen ausnahmslos – in den Wortindex aufgenommen worden sind, sind sie aus den Vorbemerkungen eigentümlicherweise nur sehr spärlich berücksichtigt worden. Aufgefallen ist uns ferner, daß die altfranzösischen Nominative

jangliere, flattiere (§ 43, p. 32, 6) im Wortverzeichnis als *janglière, flattière* auftauchen, daß *moisson* < MUSCIONE (§ 16, p. 12, 2 v.u.) und *moisson* < MESSIONE (§ 120, p. 88, 12 v.u.) im Index unter einem Lemma zusammengestellt worden sind.

Die französische Wortbildungslehre von Meyer-Lübke den Romanisten wieder zugänglich gemacht zu haben, ist gewiß ein Verdienst des Herausgebers und des Winter-Verlages. Andererseits sollte man bei allem Respekt, den man Meyer-Lübkes Leistung schuldet, auch ehrlich genug sein zu sagen, daß man diesem Buch doch allmählich sein Alter anmerkt. Gerade auf dem Gebiet der französischen Wortbildungslehre haben uns die letzten Jahrzehnte wichtige und gewichtige Arbeiten gebracht, deren Berücksichtigung man in dieser Synthese doch schmerzlich vermißt. Es konnte natürlich nicht Sache des Herausgebers sein, die inzwischen angefallene Literatur auf dem knappen Raum, der ihm für seine Nachträge und Berichtigungen zur Verfügung stand, auch nur annähernd zu bewältigen. Man kann ihm daher nur zustimmen, wenn er sich unter diesen Umständen in der Hauptsache darauf beschränkte, die bibliographischen Angaben zu ergänzen und auf fehlerhafte Stellen in Meyer-Lübkes Text hinzuweisen. Die Neuherausgabe der Wortbildungslehre von Meyer-Lübke hat daher nicht eigentlich eine Lücke geschlossen, sondern uns einmal mehr vor Augen geführt, wie dringend wir eine neue Wortbildungslehre des Französischen brauchen[2].

Otto Jänicke

*

---

[2] Verzeichnis fehlerhafter Verweisstellen in der französischen Wortbildungslehre von Meyer-Lübke:

	lies	statt		lies	statt
p. 4, Z. 11 v.u.	§ 244	§ 243	p. 23, 14 v.u.	1, § 127, 4	1, § 126, 4
p. 5, 11	§ 118	§ 117	p. 24, 16	§ 258	§ 248
p. 5, 6 v.u.	Einf. p. 37	Einf. p. 36	p. 28, 15	1, § 308	1, § 307
p. 6, 11 v.u.	§ 129	§ 128	p. 28, 10 v.u.	§ 52	§ 55
p. 6, 8 v.u.	§ 125	§ 124	p. 29, 10 v.u.	Einf. § 163	Einf. § 181
p. 7, 1	§ 164	§ 163	p. 31, 13	1, § 259	1, § 258
p. 8, 17	§§ 120–122	§§ 119–122	p. 31, 17 v.u.	1, § 85/86	1, § 84
p. 12, 2	§ 79	§ 29	p. 32, 3	1, § 60	1, § 62
p. 12, 3	§ 39	§ 38	p. 32, 13	1, § 284	1, § 283
p. 12, 13	§ 174	§ 117	p. 33, 2	1, § 218	1, § 217
p. 12, 18	1, § 218	1, § 216	p. 36, 1	§ 258	§ 257
p. 13, 4 v.u.	1, § 250	1, § 218	p. 38, 15 v.u.	§ 61	§ 63
p. 14, 14	Einf. § 156	Einf. § 174	p. 40, 1	1, § 218	1, § 217
p. 14, 7 v.u.	1, § 284	1, § 283	p. 41, 19	§ 50	§ 49
p. 16, 6	1, § 164	1, § 163	p. 41, 1 v.u.	§ 47	§ 27
p. 16, 8 v.u.	1, § 261	1, § 260	p. 42, 12	1, § 249	1, § 248
p. 17, 17 v.u.	1, § 252	1, § 259	p. 43, 9	§ 35 ff.	§ 33 ff.
p. 18, 1 v.u.	1, § 218	1, § 217	p. 45, 11	1, § 250	1, § 249
p. 19, 17 v.u.	1, § 300	1, § 299	p. 47, 14 v.u.	1, § 312	1, § 311
p. 19, 15 v.u.	1, § 137	1, § 136	p. 52, 12 v.u.	1, § 249	1, § 248
p. 19, 15 v.u.	1, § 134	1, § 133	p. 54, 4	1, § 249	1, § 248
p. 19, 14 v.u.	1, § 128	1, § 117	p. 55, 11 v.u.	§ 60	§ 59
p. 21, 9	1, § 127	1, § 126	p. 57, 10 v.u.	1, § 249	1, § 248

LOTHAR WOLF, *Sprachgeographische Untersuchungen zu den Bezeichnungen für Haustiere im Massif Central.* Versuch einer Interpretation von Sprachkarten, Tübingen (Niemeyer) 1968, X + 146 p. und 7 Karten im Text (*Beih. ZRPh. 117*).

Die vorliegende Untersuchung befaßt sich mit den besondern Problemen, welche sich bei der Interpretation von Karten der neuen französischen Regionalatlanten ergeben. Die Absicht ist äußerst verdienstvoll, doch wirkt die Arbeit gesamthaft reichlich unfertig. Bemerkenswert sind vor allem die in einer Art Anhang stehenden grundsätzlichen Erörterungen über die sprachliche Relevanz des Bezeichneten, welche wertvolle Anregungen zur möglichen Aufarbeitung der vorangehenden, umfangreichen Materialsammlung bieten. Der größte Teil der Arbeit bliebe jedoch noch zu tun, wobei immerhin der etymologisch erweiterte Index einige Hilfen geben könnte. Das Verdienst dieser Arbeit liegt jedoch darin, neue Wege zumindest angedeutet zu haben.

Im Gegensatz zum *ALF*, welcher den dialektalen Wortschatz nur in Stichproben erfaßt, sind die neueren französischen Regionalatlanten bestrebt, gewisse Bedeutungs-

---

	lies	statt
p. 58, 7 v.u.	§ 87	§ 86
p. 62, 2 v.u.	§ 125	§ 124
p. 67, 10	Einf. § 183	Einf. § 203
p. 72, 5 v.u.	1, § 158	1, § 157
p. 74, 4	1, § 156	1, § 153
p. 74, 2 v.u.	1, § 299	1, § 288
p. 75, 5	1, § 284	1, § 283
p. 77, 12	1, § 282	1, § 281
p. 78, 13 v.u.	1, § 252	1, § 251
p. 79, 14	1, § 304	1, § 303
p. 79, 18 v.u.	1, § 325	1, § 324
p. 83, 2 v.u.	1, § 349	1, § 348
p. 84, 5 v.u.	§ 90	§ 89
p. 85, 5 v.u.	§ 125	§ 124
p. 86, 15	§ 83	§ 82
p. 87, 15	§ 265	§ 253
p. 87, 9 v.u.	1, § 127	1, § 126
p. 89, 10	1, § 127	1, § 126
p. 90, 7 v.u.	§ 201	§ 189
p. 91, 5	1, § 299	1, § 298
p. 94, 7 v.u.	§ 125	§ 124
p. 98, 12 v.u.	1, § 252	1, § 259
p. 108, 4 v.u.	1, § 299	1, § 289
p. 110, 8	Einf. § 91	Einf. § 111
p. 110, 10	Einf. § 184	Einf. § 202
p. 111, 14	1, § 252	1, § 251
p. 113, 1 v.u.	1, § 156	1, § 155
p. 117, 13 v.u.	1, § 252	1, § 249
p. 117, 11 v.u.	1, § 218	1, § 217
p. 117, 10 v.u.	1, § 85	1, § 83
p. 121, 14	1, § 128	1, § 127
p. 122, 13 v.u.	Einf. § 185	Einf. § 203
p. 123, 12 v.u.	§ 200	§ 199
p. 127, 4	§ 130	§ 140
p. 128, 8 v.u.	1, § 258	1, § 257
p. 129, 16	§ 137	§ 136
p. 134, 6	1, § 304	1, § 303
p. 134, 13	1, § 283	1, § 282
p. 136, 8 v.u.	§ 173	§ 179
p. 138, 5	§ 249	§ 246
p. 140, 8	§ 244	§ 243
p. 141, 7	1, § 318	1, § 317
p. 141, 13	§ 203	§ 202
p. 141, 6 v.u.	1, § 229	1, § 228
p. 142, 15 v.u.	Einf. § 190	Einf. § 209
p. 144, 12	§ 221	§ 220
p. 144, 16 v.u.	§ 244	§ 243
p. 147, 6	§ 229	§ 228
p. 148, 13	§ 258	§ 257
p. 148, 13 v.u.	§ 258	§ 257
p. 149, 10 v.u.	§ 222	§ 221
p. 150, 2	§ 219	§ 218
p. 153, 6	§ 207	§ 206
p. 153, 15	1, § 229	1, § 228
p. 157, 15	§ 207	§ 206
p. 160, 6 v.u.	§ 230	§ 229
p. 162, 2 v.u.	1, § 237	1, § 236
p. 166, 15 v.u.	1, § 237	1, § 236
p. 167, 3	1, § 122	1, § 121
p. 170, 15	§ 210	§ 209
p. 170, 17 v.u.	§ 209 ff.	§ 309 ff.

felder, vor allem im Gebiete der Landwirtschaft, möglichst vollständig abzustecken. Nun kann man sich kaum eine zentraleuropäische Mundart vorstellen, welche für den Begriff 'Kuh' keinen Ausdruck besäße. Fragt man jedoch etwa nach besondern Rinderrassen, so wird man wohl nur dort Antworten erwarten dürfen, wo diese tatsächlich bekannt sind. Zwar kennt schon der *ALF* Karten, auf denen in einzelnen Punkten Fragezeichen erscheinen. Wirklich bedeutsam wird die Frage nach der sprachlichen Relevanz des Bezeichneten aber erst dort, wo es möglich ist, sprachlich relevante Oppositionen zwischen verschiedenen Bezeichnungen aufzuzeigen.

So belegt etwa der *ALMC* für den ganzen Nordosten des Rouergue den Begriff *móno* 'alte Kuh' in Opposition zu *báko* 'Kuh'. In andern Teilen des gleichen Gebiets scheint hierfür jedoch kein eigener Ausdruck zu bestehen. Nicht sprachlich relevant ist jedenfalls der im *ALMC* erscheinende Ausdruck *báko biélyo*, da sich hier der Sinn des Ganzen aus dem Sinn beider Glieder ergibt. Wie weit dagegen beim Einzelbeleg *biélyo* 'alte Kuh' in P. 54 bereits Lexikalisierung angenommen werden darf, läßt sich auf Grund der Atlaskarte allein nicht feststellen. Gleiches gilt für *mayríno* in P. 55, welches eigentlich 'Großmutter' bedeutet! Diese Betrachtungen sind deshalb wichtig, weil es keinen Sinn hat, einer sprachgeographischen Deutung Dialektzüge zugrundezulegen, welche sprachlich gar nicht relevant sind (p. 80–86).

Beachtenswert ist ferner, daß unser Gebiet für den Begriff 'Kuh' einheitlich und lückenlos den Typus ⌜*váka*⌝ mit seinen lautlichen Varianten zeigt, während sich für speziellere Begriffe wie 'alte Kuh' oder 'junge Kuh' nicht nur Bezeichnungslücken, sondern auch verschiedene Worttypen einstellen. Im großen und ganzen bewahrheitet sich, daß häufige Wörter auch eine weitere geographische Ausbreitung haben als seltene. Das hängt mit dem sozialen Charakter der Sprache zusammen. Die Tatsache, daß die Sprache der Kommunikation dienen muß, wirkt hemmend auf alle innovierenden Kräfte. Die ausgleichende Wirkung ist aber dort stärker, wo ein Wort häufiger der Verständigung dient (p. 96–105).

Als Sonderfall ist hier die literarische Sprachverwendung in Dialektdichtungen zu erwähnen. Die von Wolf untersuchten Autoren zeigen sich immer wieder bestrebt, regional beschränkte Sonderheiten zu verschleifen, offenbar um ein möglichst weites Publikum zu erreichen. Dialektdichtungen sind deshalb nicht sehr zuverlässige Quellen (p. 108–113).

Problematisch sind auch die stilistischen Varianten wie Archaismen und Vulgarismen. Wolf bezeichnet sie mit Flydal als «Extrastrukturalismen». Tatsächlich handelt es sich hier um Ausdrücke, welche nicht gegenseitig in strukturellen Oppositionen stehen, sondern sich nur um Nuancen des Gebrauchs voneinander abheben. Nicht selten findet man auch in den heutigen Dialekten den ererbten Ausdruck nur noch in einer tiefern Schicht bewahrt, mehr oder weniger zugedeckt vom neu aus der Schriftsprache eindringenden Ausdruck. Ein sprachgeschichtlicher Vorgang – die Verdrängung des dialektalen Ausdrucks durch den schriftsprachlichen – erscheint hier in der Momentaufnahme des Atlanten gleichsam eingefroren (p. 86–96).

Es ist nun aber anzunehmen, daß Wörter, welche in bezug auf das Sprachsystem nicht stabilisiert sind, langfristig auch keine stabile Verbreitungszone kennen. Dies gilt es bei der Interpretation von Sprachkarten zu berücksichtigen. Wir erhalten hier eine weitere Hilfe, um Wesensmäßiges von Zufälligem zu unterscheiden. Nur bleibt leider die Nutzanwendung in dieser Arbeit weitgehend aus.

Auf einer letztlich willkürlichen Auswahl von Merkmalen beruht auch der kurze Überblick, den der Autor gegen die Mitte seiner Arbeit gibt (p. 64–78), erklärt er

doch: «Eine lexikalische Zone setzt voraus, um als solche anerkannt zu werden, daß ihr Gebiet durch mehr als einen, also wenigstens durch zwei Typen charakterisiert wird» (p. 65). Demgegenüber möchte ich festhalten, daß keine Wortgrenze, deren Relevanz feststeht, von der Interpretation ausgeschlossen werden dürfte, nur weil sie nicht ins Gesamtbild hineinzupassen scheint. Insgesamt ist dieser Teil der Arbeit aber als vorläufige Bilanz nicht ohne Wert. Er zeigt besonders, daß die geographische Lagerung des Wortschatzes von derjenigen der phonetisch-morphologischen Merkmale nicht grundsätzlich verschieden ist. Ich möchte deshalb die Gliederung kurz aufzeigen und gleichzeitig einige Elemente der Interpretation selber dazu beisteuern.

Ausgehen möchte ich von der sprachgeographischen Untersuchung Charles Camproux' über das Gévaudan[1]. Auf Grund der Materialien Wolfs läßt sich nämlich kein klares Bild für das Departement Lozère gewinnen. Erst mit seinem viel feinern Belegnetz von nicht weniger als 198 Punkten gelang es Camproux, die sprachgeographische Mikrostruktur dieses Gebietes zu entwirren. Dabei ergab sich ein Zusammenhang zwischen den «Sprachzonen» und der physischen Geographie. Dem ist freilich entgegenzuhalten, daß die Landesnatur nur indirekt auf die Sprache einwirken kann, indem sie nämlich zunächst den Menschen, welche sich in einer bestimmten Landschaft niederlassen wollen, bis zu einem gewissen Grad ihre Bedingungen auferlegt.

Die Bedingungen für die menschlichen Niederlassungen im Gebirgsland des Gévaudan sind jedoch ausgesprochen ungünstig. Unter den Departementen des Zentralmassivs ist die Lozère denn auch dasjenige mit der weitaus geringsten Siedlungsdichte. Einzig in den Flußtälern ist die Besiedlung dichter und meist auch älter. Es ist deshalb durchaus einleuchtend, daß die Flußtäler den Kern bilden, um den herum eine «Dialektzone» entsteht, denn größere Bevölkerungsdichte heißt auch immer größere Kommunikationsdichte und damit stärkere Ausgleichstendenz.

Der Unterschied zwischen tiefergelegenen, früh besiedelten Gebieten einerseits und höhergelegenen, spät besiedelten Gebieten andererseits ist für den größten Teil des Zentralmassivs charakteristisch. Einzig das Rouergue, das Departement Aveyron, war schon in römischer Zeit fast in seiner Gesamtheit besiedelt[2]. Es zeigt sich denn auch als weitgehend einheitliche «Dialektzone» mit einer klaren Grenze im Osten. Gegen Norden hin läuft die Einflußzone dagegen langsam aus bis zur Bewahrungsgrenze von *k* vor *a*, teilweise sogar bis zur Grenze des Wandels *v* > *b*. Das Bassin von Aurillac zeigt also starke sprachliche Bindungen zum Rouergue, von dem es nur die etwas schwächer besiedelte Châtaigneraie trennt.

Ohnehin zeigen die auvergnatischen Gebiete des *ALMC* recht geringe Einheitlichkeit. Immerhin ist ihnen der Typus *müla* 'vache stérile' gemeinsam. Als entscheidendes geographisches Hindernis wirkt vor allem das Cantal-Massiv. Fast alle Sprachgrenzen des gleichnamigen Departementes, welchen Verlauf sie auch im übrigen nehmen, kreuzen sich irgendwo auf den Höhen dieses Massivs. Die Karte der archäologischen Funde und der alten Ortsnamen weist denn auch für dieses Departement eine ringförmige Verteilung der ursprünglichen Bevölkerung nach, mit Schwerpunkten im Bassin von Aurillac, in der Gegend von Mauriac und in der Planèze von Saint-

---

[1] Charles Camproux, *Essai de géographie linguistique du Gévaudan,* 2 vol., Paris 1962.

[2] Cf. vor allem Alexandre Albenque, *Les Rutènes.* Etudes d'histoire, d'archéologie et de toponymie gallo-romaines, Rodez-Paris 1948.

Flour[3]. Die Gegend von Mauriac zeigt dabei die größte lexikalische Originalität. Das dürfte wohl damit zusammenhängen, daß sie bis zur neusten Zeit verkehrstechnisch am schlechtesten erschlossen war[4].

Gegenseitige Einflüsse bestehen dagegen zwischen dem zur Auvergne gehörenden obern Allier-Tal und dem Velay, der Gegend um Le Puy. Trotz ihrer verschiedenen kirchlichen und politischen Zugehörigkeit bis zur Revolution bildeten die beiden Gebiete schon früh eine zusammenhängende Siedlungszone.

In eine Nord- und Südhälfte zerfällt das Departement Ardèche[5]. Dieser Gegensatz findet sich auch in der Agrargeographie wieder, wobei der Süden vor allem als Bereich der mediterranen Einflüsse verstanden werden kann[6]. Es scheint auch, daß die galloromanische Bevölkerung nicht gleichmäßig verteilt war, sondern einerseits im Bas-Vivarais und am Fuße der Cevennen, andererseits im nördlichsten Teil des späteren Departementes, welcher ursprünglich zur Diözese Vienne gehört hatte, zwei Schwerpunkte bildete (cf. Bozon, *op. cit.*, p. 257). Sprachlich zählt das Haut-Vivarais wie der ganze Ostrand des Zentralmassivs zum Frankoprovenzalischen. André Fel[7] hat gezeigt, daß es sich bei den östlichsten Höhen des Zentralmassivs um ausgesprochen spät besiedelte Gebiete handelt. Auch hier möchte ich meinen, daß es kein Zufall ist, wenn die provenzalisch-frankoprovenzalische Grenze gerade durch dieses einstmals schwach besiedelte Gebiet verläuft. Fel selber (*op. cit.*, p. 108/09) wendet sich allerdings genau an dieser Stelle gegen Max Derruau[8], der die Entstehung der Grenze zwischen *oc* und *oïl* mit den zahlreichen Siedlungslücken im Norden des Zentralmassivs in Zusammenhang bringen will, und weist darauf hin, daß es noch andere Siedlungslücken gab. Dabei argumentiert er so, als ob es nur eine einzige Sprachgrenze in der gesamten Galloromania zu erklären gäbe. Ich bin im Gegenteil von der Nützlichkeit solcher Überlegungen überzeugt, weshalb ich mir auch erlaubt habe, das Problem hier anzuschneiden.

Jakob Wüest

*

---

[3] Cf. Alfred Durand, *La vie rurale dans les Massifs volcaniques des Dores, du Cézallier, du Cantal et de l'Aubrac,* Aurillac 1946, p. 329–340, ferner die Übersichtskarte bei Gabriel Fournier, *Le peuplement rural en Basse Auvergne durant le haut Moyen Age,* Paris 1962, p. 86.

[4] Cf. Durand, *op. cit.*, p. 109ss., und K. 5 im *ALMC*.

[5] Wolf verwischt diesen Tatbestand leider teilweise, indem er auf Karte 3, die dem Departement Ardèche gilt, auch Typen aufnimmt (d, h, i, k, m, n), welche nur im frankoprovenzalischen Teil des Departements vorkommen, obwohl er diesem noch eine eigene Karte widmet.

[6] Cf. Pierre Bozon, *La vie rurale en Vivarais.* Etude géographique, s.l. 1961. – Zu beachten ist auch, daß die meisten alten Wege quer zum Plateaurand verlaufen und dadurch die West–Ost-Gliederung des Departementes unterstreichen (Bozon, p. 118–120).

[7] André Fel, *Les Hautes Terres du Massif Central.* Tradition paysanne et économie agricole, Clermont-Ferrand 1962, p. 106–112.

[8] Max Derruau, *La Grande Limagne auvergnate et bourbonnaise.* Etude géographique, Grenoble 1949, p. 480–484.

W. Zwanenburg, *Recherches sur la prosodie de la phrase française,* Leiden (Universitaire Pers) 1965, 135 p. + Beilage (*Leidse romanistische reeks van de Rijksuniversiteit te Leiden 11*).

Zwanenburg definiert Prosodie als das System jener Lautphänomene einer Sprache – hier des Französischen –, deren Funktionieren auf Gradoppositionen in einer einzigen Dimension (Höhe, Dauer und vielleicht Intensität) begründet ist, während das Funktionieren der Phänomene des phonologischen Systems (Vokale und Konsonanten) auf Oppositionen in mehreren Dimensionen beruht (1.1.). Durch die Verwendung von Ausdrücken wie «System und Funktionieren von Phänomenen» und «Dimensionen» ist die Definition unklar in bezug auf die Unterscheidung von *langue* und *parole*. Die eingangs gegebene Zielsetzung der Arbeit – Gewinnung der hauptsächlichen Merkmale des prosodischen Systems des französischen Satzes – und die anschließende Relativierung der Systemhaftigkeit zu einer durch die Untersuchung zu verifizierenden Arbeitshypothese lassen zwar auf eine induktive Konzeption schließen, bringen aber nicht die erwünschte Differenzierung der Ebenen und der diesbezüglichen Terminologie. Wenn ein tonemisches System induktiv erarbeitet werden soll, dürfte eine Unterscheidung von tonetischer und tonemischer Stufe im Abstraktionsprozeß erwartet werden. Der Verzicht auf die Diskriminierung mag daher kommen, daß der Verfasser segmentale Ebene, Melodie und Pausen im Sinne der neuesten Intonationsforschung als Einheit betrachtet (4.1.) und der suprasegmentalen Ebene keine Eigenständigkeit zuerkennt, obwohl sie «un système de caractéristiques perceptibles» bildet (p. 112).

Das Material zur Untersuchung liefern sieben mit zehn Personen im Frühjahr und Herbst 1959 geführte Gespräche (1.2.). Unbefriedigend ist, daß die Beteiligung des holländischen Verfassers zwischen der Hälfte und einem Drittel der Texte ausmacht. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn die Konversationen hauptsächlich zwischen muttersprachlich Französischsprechenden stattgefunden und der Verfasser sich eher auf die Lenkung des Gesprächs beschränkt hätte. Eine aktive Beteiligung des Forschers, wie sie der Verfasser zur Schaffung der Kommunikationssituation (1.2. und 1.3.) für unerläßlich hält, scheint mir nach meinen eigenen Erfahrungen nicht notwendig; sie sollte im Gegenteil auf ein Minimum beschränkt oder ausgeschaltet werden. Die bloße Anwesenheit des Forschers würde genügen, um dem Postulat des Verfassers gerecht zu werden, daß nicht nur die sprachliche Komponente einer Mitteilungssituation, sondern auch Mimik und Gestik in Betracht gezogen werden müssen. Die rein linguistische Transkription der Gespräche, die das Buch gibt, liefert aber keinen Beweis für die Notwendigkeit dieses Postulats, und die Fälle, in welchen eine Situationsangabe gemacht wird, sind äußerst selten.

Ich gehe hingegen mit dem Verfasser darin einig, daß bei analytisch-induktiven Untersuchungen von Sprache in Situation ausgegangen werden muß, und es ist ihm das Verdienst zuzusprechen, diesen Weg für die französische Prosodie zum ersten Male in größerem Umfang beschritten zu haben.

Die französischen Gesprächspartner hatten alle Mittelschulbildung und waren mit zwei Ausnahmen Akademiker, was den Verfasser dazu verleitet, von «un milieu restreint aux points de vue géographique et social» zu sprechen (1.2.). Nun sagt aber die Person I (65jährige Frau) in der ersten Konversation *Ce matin nous avions la tête de veau* (Satz 12) mit dem für das Restaurantfranzösisch typischen bestimmten Artikel anstelle des partitiven – eine Konstruktion, die im Akademikermilieu nicht vor-

kommt und dort höchstens erheiternde Assoziationen wie *Ce matin j'avais la gueule de bois* hervorruft. Es verwundert zudem, daß die ebenfalls anwesende Sprecherin III sich nicht, wie dies sonst im französischen akademischen Milieu geschieht, kritisch zu dieser abweichenden Konstruktion wie auch zum Gebrauch von *ce matin* für *au déjeuner* äußert. In einer akademischen Normalsituation hätte vielleicht auch das *pour* in *une fantaisie sur les / pour les caractères des quatre nations* (2. Konversation, Satz 26) eine kritische Bemerkung ausgelöst. Wenn der Verfasser ausdrücklich die Kommunikationssituation postuliert, müßte spezifiziert werden, was eine solche für eine bestimmte Sprache und eine bestimmte soziale Ebene ausmacht. Gespräche zwischen einem Franzosen und einem Nichtfranzosen (Konversationen 2, 4, 6, 7) scheinen mir gerade die für eine französische Sprechsituation relevanten Bedingungen nicht unbedingt zu erfüllen. Auf eine weitere Verfälschung der Situation macht Sprecherin IV im 3. Gespräch aufmerksam, wenn sie unter Anspielung auf das Tonbandgerät meint: «Par exemple, en ce moment, euh, j'ai une tentation d'articuler plus que je n'articule normalement» (Satz 30). Ist die Tendenz zu deutlichem Sprechen etwa auch verantwortlich für *žvus¯u¯ɛt* (V. 40) anstelle des normalen *žvuswɛt?*

Die Texte sind zweimal transkribiert, provisorisch in Kapitel 2, definitiv in Kapitel 9. Die segmentale Komponente ist in beiden Umschreibungen identisch (3.1.) und setzt sich aus den Phonemen *p, b, t, d, k, g, m, n, ñ, l, r, f, v, s, z, š, ž, j, ɥ, w, i, y, u, e, ø, o, ɛ, œ, ɔ, a, ɑ, ɛ̃, œ̃, õ, ɑ̃* (1.4.) zusammen, wobei also *j, ɥ, w* phonologischer Status zugesprochen wird. Die beiden Transkriptionen unterscheiden sich nur auf der suprasegmentalen Ebene. Es wird aber nicht gesagt, ob die provisorische in dieser Hinsicht tonetischen oder tonemischen Status besitzt.

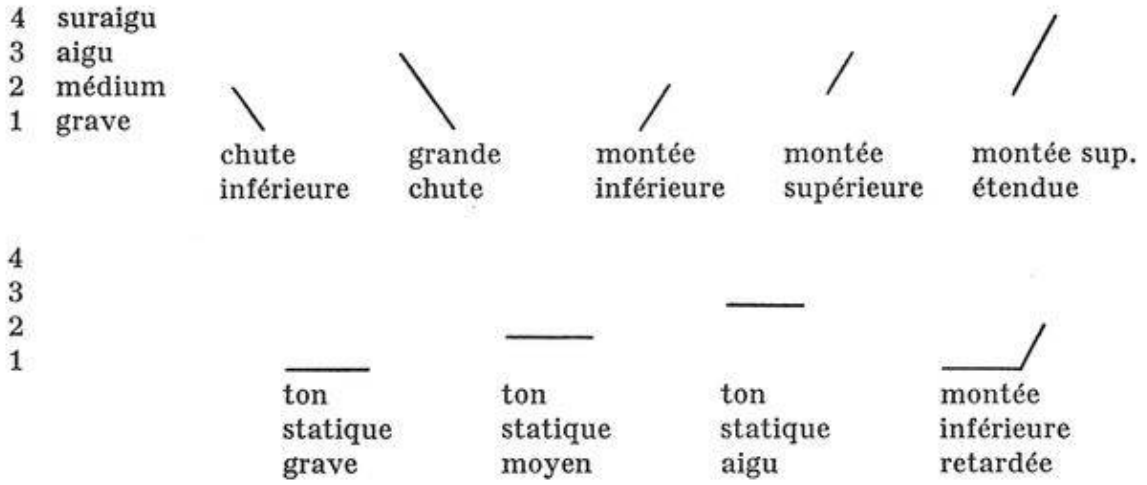
Als prosodische Elemente faßt der Verfasser «les phénomènes mélodiques qui nous paraissaient susceptibles d'une fonction prosodique» (1.4.), «les mouvements mélodiques pour autant qu'ils risquaient d'être proprement linguistiques» auf, mit Ausschluß aller formalen Phänomene, denen kein psychischer Inhalt entspricht oder die sich in natürlicher Weise auf psychische Phänomene beziehen, wie etwa Manifestationen der Freude und der Überraschung (3.1.). Diese Beschränkung auf sogenannte rein linguistische Elemente unter Ausschluß der Redundanz und des Affektes – eine überraschende Restriktion angesichts der eingangs gestellten Forderung, daß alle Komponenten einer Kommunikationssituation in Betracht gezogen werden müssen – scheint den Schluß nahezulegen, daß auch die provisorische Transkription der Intonation nicht auf rein tonetischer, sondern irgendwo zwischen tonetischer und tonemischer Ebene liegt.

An «éléments, phénomènes mélodiques» stellt der Verfasser folgende (mit vorangestelltem Symbol) auf:

\ chute inférieure (du médium au grave),
' grande chute (de l'aigu au grave),
, montée inférieure (du grave au médium),
′ montée supérieure (du médium à l'aigu),
' montée supérieure étendue (du médium au suraigu),
_ ton statique grave,
– ton statique moyen,
¯ ton statique aigu,
_, montée inférieure retardée.

Diese Intonationstranskription gehört dem *tonetic-stress type* an, der kinetische und statische Töne resp. deren Verlauf unterscheidet[1], deren Vorkommen in einem registrierten Korpus impressionistisch feststellt und deren Parallelität mit syntaktischen Phänomenen untersucht. Zwanenburg übernahm das Instrumentarium von Faure[2] und erweiterte es durch die «montée supérieure étendue» und die «montée inférieure retardée».

Die Stellung der Zeichen in bezug auf die Linie gibt die Tonhöhen an, von welchen wie gewohnt vier (*grave, médium, aigu, suraigu*) unterschieden werden. Die Kombination von Tonhöhen- und Zwanenburgs Tonverlaufsnotierung ergibt folgende Darstellung:



Zwanenburg ist sich dabei der Relativität der Tonhöhen und der Unstabilität der statischen Töne bewußt (3.2.).

Mit seinem Notationssystem möchte er der Kontroverse «Tonstufen oder Konfigurationen» gerecht werden; es zeigt aber auch, daß der Verfasser am diskreten Charakter der Intonationselemente festhält, eine Forderung, die er auf Grund von Saussures Definition der *langue* als «système basé complètement sur l'opposition de ses unités concrètes» aufstellt (p. 43) und die einmal mehr die vorliegende Untersuchung in bezug auf die Theorie dem Bereich der *langue* zuweist. Der Verfasser stellt sich damit in Gegensatz zu den «Kontinuisten»[3] wie auch zur Zuweisung der Prosodie zur «parole» (8.2.)[4].

Zwanenburg geht nun (4.) zum textanalytischen Problem der Satzbegrenzung über. Von den drei in Frage kommenden Elementen («indications de la couche verbale, mélodie et pauses») hält er die ersten zwei für ausschlaggebend. Die Entscheidung

---

[1] Cf. W. F. Mackey, *Language Teaching Analysis*, London 1965, p. 62.

[2] G. Faure, *Recherches sur les caractères et le rôle des éléments musicaux dans la prononciation anglaise* (*Essai de description phonologique*), Paris 1962 (*Etudes anglaises 10*). Noch einen Schritt weiter geht Pierre Delattre, der die Akzente durch die anschaulicheren Kurven ersetzt und gleichzeitig mit der numerischen Tonhöhennotierung kombiniert. Cf. die schematische Darstellung in *Comparing the prosodic features of English, German, Spanish, and French, IRAL 1* (1963), 193ss.

[3] D. L. Bolinger, *Generality, gradience, and the all-or-non*, La Haye 1961.

[4] A. Martinet, *Eléments de linguistique générale*, Paris 1960.

hängt im Einzelfall oft vom Gewicht ab, das der Forscher der einen oder andern Komponente gibt; so unterscheidet er auf Grund der «couche verbale» drei Sätze (jede Zeile ein Satz) in

II.4 | . . . | *a* | *avusɛrv⁻irdek⁻atrə*
5 *k⁻ɔmynmaš⁻inaekr'ir*
6 *tr⁻ɛbj̀ɛ̃*

obwohl 4 und 5 weder melodisch noch durch Pause getrennt sind. Das nicht sehr klare Kriterium «la première phrase semble interrompue en cours de réalisation par la deuxième» (p. 47) scheint auf der Empfindung eines Konstruktionsbruches zu beruhen, aber dann dürften andere Äußerungen mit Anakoluth derselben Sprecherin nicht als Einzelsatz betrachtet werden, so

II.62 *Mais je crois qu'à ce moment-là c'était peut-être un peu moins encombré que maintenant, alors il y a la Seine, les* |

Der Eindruck eines Konstruktionsbruches in II.4–5 wird durch das Fehlen der Präposition *de* in 5 hervorgerufen; nun läßt sich aber bei der Sprecherin II ein gewisses Schwanken im Gebrauch der Präpositionen feststellen, cf. das erwähnte *une fantaisie sur les / pour les caractères* oder *Alors on peut être sur euh / à une table* (II.65). Im allgemeinen ruft weniger die Analyse der Sprechkette in kleinere Sätze als die synthetische Auffassung längerer, komplexer Gebilde Zweifel an der Interpretation des Textes hervor. Man kann sich fragen, ob nicht auch hier eine Zweiteilung der mit «Satz» bezeichneten Schicht der Sprachanalyse in zwei Ebenen förderlich wäre, nämlich in eine Ebene der Kommunikationseinheiten, die Gebilde vom einfachen Satz oder Satzteil bis zur komplexesten Konstruktion umfaßt, und in die Ebene der zugrunde liegenden Kernsätze. Zum ersten Niveau gehören dann Zwanenburgs «propositions indépendantes ou relativement indépendantes l'une de l'autre ou des parties de phrase relativement indépendantes l'une de l'autre ... réunies dans une seule phrase par la mélodie ou bien, la mélodie les rendant plus indépendantes, par les indications de la couche verbale qui nous forcent à y reconnaître des rapports englobant des ensembles plus grands» (p. 48).

Wertvoll ist die eingehende Behandlung der Partikel *wi, awi, nõ, anõ, si, asi, nõnõ, onõ, mɛwi* (4.3.). Es ergibt sich, daß sie nach Stellung, Intonation und Pause unabhängige Sätze oder Satzanfänge bilden; ebenso können die satzfinalen *ɛ̃, wi, nɛspɑ, spɑ, vukõprəne, nõ, tykõprɑ̃, m* auch unabhängige Sätze sein; etc.

In Kapitel 5 werden die im Text vorkommenden Satztypen entsprechend dem heutigen Stand der Forschung auf Grund der Terminalkonturen unterschieden[5]. Fragesätze können bestehen aus (a) grammatikalischem Aussagesatz und beigefügtem *ɛ̃, wi, nɛspɑ, spɑ, vukõprəne, nõ, tykõprɑ̃, m* mit meist steigender Intonation («Il s'agit ici de quelque chose considéré comme évident par le sujet parlant et dont il demande vaguement la confirmation à son interlocuteur», p. 58); (b) grammatikalischem Aussagesatz und steigender Melodie (mit den drei Arten ˏ schwach, ′ mittel, ˈ lebhaft); (c) formal gekennzeichnetem Fragesatz mit fallender Intonation ˎ, ˋ, ¯–); (d) weder grammatikalisch noch intonationell, sondern nur kontextuell gekennzeichnetem Satz

[5] Cf. A. V. Isačenko und H.-J. Schädlich, *Untersuchungen über Akzent und Intonation im Deutschen*, Berlin 1966 (*Studia Grammatica 7*), 4.2.4.; G. Faure, *op. cit.*, p. 331.

(«Le sujet parlant avance quelque chose qu'il croit probable et en attend une confirmation de la part de son interlocuteur»), z. B.:

IV.25 | *evunəl⁻ubliep⁻ɑdæ̃b⁻utal⁻otdəlakl˛ɑs* |

und (e) einem Rest von Sätzen, deren Fragecharakter nicht eindeutig ist. Aussagesätze weisen an Intonationen ˋ, ˏ, ¯ –, ´ –, –ˊ, ˏ, ¯, ´ (in gewissen Kombinationen mit *wi, nõ, m*) auf. Der Verfasser stellt als weitere Kategorie die «énonciatives continuatives» (Weiterweisung) mit der Bedeutung «je vous suis, continuez», mit den Intonationen ¯, ´, ˏ, – auf, verneint hingegen das Bestehen eines besonderen exklamativen Satztypus. Er gelangt zum Schluß, daß eine Satzmelodie allein keinen Wert besitzt, sondern nur in Zusammenhang mit der «couche verbale» und den Pausen spielt.

In Kapitel 6 wird die satzinterne Intonation untersucht, wobei zunächst satzfinale Intonationen im Satzinnern festgestellt und in fallende und steigende Konturen unterschieden werden. Die bei der Analyse verwendeten Kriterien sind distributiv; so folgt auf eine fallende Intonation eine Ergänzung ohne Pause:

I.17 | *kõm⁻ãž* | *avɛkynsosə* | *rəm⁻ul⁻ɑ̰dynsosæ̃p⁻øf˛ɔrtvinɛgr'e* | *ubjɛ̃al⁻ɔrokõtr⁻ɛravɛkynsos⁻ . . .˛. . .* |

oder eine besonders hervorgehobene, etwas isolierte Idee:

III.95 | *elagreg⁻ɑsj⁻õdãgl'ɛ* | *⁻ɛgzaktəm˛ɑ̰̃fodr⁻akəžəmrãs'ɛñ* | *ãkw⁻aɛlkõs˛ist* |

oder ein Satzteil mit unabhängigerer Melodie:

II.32 | *ž⁻əkrw˛ɑ̰kilad⁻ezasãdãsr˛ys* | *k_ãm_ɛm* |

Falls hier wirklich eine sekundäre Funktion der satzfinalen Intonation vorliegt, handelt es sich um einen Alloton, doch geht der Verfasser leider gar nicht auf den strukturellen Aspekt des Problems ein.

An eigentlich satzinternen Funktionen der Intonation gibt es nach Zwanenburg zwei Arten. Die eine zeigt «comment il faut combiner les mots d'une phrase donnée» (6.3.) – warum plötzlich dieser synthetische Standpunkt, nachdem das Werk gesamthaft analytisch angelegt ist? Es sind damit Fälle gemeint wie

III.31 | *evuzal⁻eãsɛñ⁻e* | *ə* | *avɛklələgr⁻adkəvuzaleavw˛arm_ɛ̃tn_ã* | *vupuv⁻eãsɛñ⁻edãlefakylt'e* |,

wo die Intonation nach dem Verfasser die Zugehörigkeit von *əavɛklələ̃gradkəvuzaleavwarmɛ̃tnã* zum zweiten *ãsɛñe* und nicht zum ersten zeigt, obwohl die intonationellen Kriterien für die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit nicht explizit genannt werden. Ebenso unklar ist das intonationelle Kriterium, das folgende (von mir hervorgehobene) Ausdrücke der Klasse «terme adjectival qui peut être attributif ou prédicatif» der vorangehenden Kette zuordnet:

III.110 et puis nous avons été à Amsterdam, *à Rotterdam, évidemment,* nous avons été à Delft, ...

III.111 Comment s'appellent les / les / *le long des petits sentiers, un peu noirs, du bord des canaux?*

II. 42 Il faut que la salle soit complète, il y a une certaine *chaleur du public.*

II. 52 Il y a un / *l'autobus qui part pour Bougival.*

Die zweite, wichtigere satzinterne Funktion der Intonation wird definiert als «mettre en relief certaines parties de la phrase et créer ainsi une certaine hiérarchie dans la

phrase pour ce qui concerne l'importance de ses différentes parties» (6.3.). Satzinterne steigende Intonationen zeigen nach dem Verfasser wichtige Zäsuren an; weniger wichtige werden durch ˋ und ˏ, unbedeutende durch ¯ markiert (6.7. und 6.8.). Im Gegensatz zu normativen Darstellungen[6], die Satzmelodien als Einheiten auffassen, trennt Zwanenburg die eigentliche satzinterne von der finalen Intonation und weist beiden verschiedene Funktionen zu. Es fragt sich aber, ob die nichtfinale Intonation nicht gleichzeitig Teil einer Gesamtintonation und Gliederungsindikator ist. Diese zweite Klasse satzinterner Intonationen soll sich nun mit der syntaktischen Gliederung des Satzes decken: «Quand l'analyse syntaxique en vient à considérer non seulement comment il faut combiner les mots d'une phrase donnée, mais encore quelles sortes de combinaisons, quelles espèces de rapports on peut distinguer, il semble qu'on n'a pas le droit de présumer a priori que les différences de relief entre les diverses parties de la phrase, telles que nous les avons signalées dans ce qui précède, soient essentiellement différentes des rapports qui se laissent le plus souvent déterminer sans l'aide de l'intonation – pour autant qu'il s'agit de phrases écrites ou de phrases parlées achevées et non anacoluthiques –, et qui forment l'objet de la syntaxe traditionnelle» (p. 91).

In (6.10.) werden zur Illustration dieser Funktion die Relativsätze untersucht, und zwar handelt es sich um die Unterscheidung von «relatives attributives et relatives prédicatives». Unter ersteren versteht er attributive Relativsätze (fr. *déterminatives* oder *épithètes*); zu letzteren rechnet er sowohl

III.62 Alors à partir de la troisième, *qui est la classe des* | *des élèves de quatorze ans, si vous voulez, pour vous fixer, treize ans, quatorze ans,* on | on doit être agrégé.

als

V.48 j'avais un ami *qui m'avait envoyé à l'hôtel une cigarière ...*

Die beiden Satztypen gehören aber nicht derselben Klasse an. III.62 enthält einen nicht restriktiven appositionellen oder appositiven Relativsatz, V.48 einen im engeren Sinne prädikativen (fr. *attributive*). Traditionell wird gerne die Pause als distinktives Merkmal des appositiven gegenüber dem attributiven Relativsatz gerechnet. Zwanenburg stellt fest, daß die Pause nicht obligatorisch ist, und findet als hauptsächliche Intonationen des attributiven (das erste Zeichen betrifft die letzte Silbe des vorausgehenden Korrelates, das zweite die letzte des Relativsatzes) ¯ ′ (15 ×), ′ ˏ (10 ×), ¯ ˏ (5 ×); des appositiven hingegen ′ ′ (6 ×), ′ ˏ (4 ×). In der Mehrzahl der hier aufgeführten Fälle (Zwanenburg erwähnt weitere, vereinzelte Typen) geht dem attributiven, mit dem Korrelat meist eng verbundenen Relativsatz keine prägnante Intonation voraus (15 × + 5 ×), während beim appositiven, meist lose verbundenen, das Gegenteil der Fall ist (6 × + 4 ×). Dieses geradezu bestechende Bild wird aber empfindlich dadurch gestört, daß die prägnante Intonation ′ ˏ, die zweithäufigste in appositiven Relativsätzen, ebenfalls bei den attributiven vorkommt, dazu auch im zweiten Rang, und daß außer diesen Haupttypen zahlreiche weitere mit geringer Frequenz vorkommen, und zwar sieben bei den attributiven und sechs bei den appositiven Relativsätzen. Dies zeigt einmal mehr, daß es in diesem wie in den übrigen Bereichen

---

[6] Zuletzt etwa Monique Léon, *Exercices systématiques de prononciation française 2: Rythme et intonation,* Paris 1964; die «clés des exercices de transcription» (sogar die Transkription 48, 8, 2 des Berichtes eines Pariser Taxichauffeurs) in P. R. Léon, *Prononciation du français standard. Aide-mémoire d'orthoépie,* Paris 1966.

einer Sprache normale und besondere (abweichende, expressive etc.) Varianten gibt und daß ohne eine solche Differenzierung kein System aufgestellt werden kann.

Zwanenburgs Toneme erscheinen in mehreren Intonationsklassen. So ist ′ satzfinal in Frage-, gewissen Aussage- und Kontinuativsätzen; satzintern mit separativer Hervorhebungsfunktion, z. B. in VIII.21 *pɛr′ykn̩õ*, und mit segmentfinaler Gestaltungsfunktion, z. B. I.10 | *vusav⁻e* | *žədež⁻œntulemat′ɛ̃aynk⁻ɑ̃t̩in* |. Das Beispiel zeigt, daß es notwendig wäre, die Positionen und Funktionen der einzelnen Intonationen genauer festzulegen und einander gegenüberzustellen. Zwanenburgs Arbeit bleibt zur Hauptsache auf der Ebene der Deskription. Hat der Verzicht auf Systematisierung provisorischen Charakter[7], oder gibt er implizit den Transformationalisten recht, welche die Gewinnung gewisser abstrakter Strukturen durch klassifikatorische Reduktion für unmöglich halten[8]?

Wesentliches und wertvolles Ergebnis ist die deskriptive Gliederung der prosodischen Phänomene in satzfinale, segmentfinale und -interne. Von den verschiedenen hier zutage geförderten distributiv-funktionalen Intonationsklassen verdient vor allem die mit großer Akribie analysierte segmentfinale Beachtung. Die innere Strukturierung einer Lautkette durch die Intonation nennt Zwanenburg nach Daneš[9] *thème-et-propos*-Organisation, doch scheint mir die Parallelität der beiden Gliederungen nicht mit Klarheit aus dem dargelegten Material hervorzugehen.

Theodor Ebneter

*

FRITZ LANGENBECK, *Vom Weiterleben der vorgermanischen Toponymie im deutschsprachigen Elsaß* (*Studien zur elsässischen Siedlungsgeschichte*), 2 vol., Bühl/Baden (Konkordia) 1967, 184 und 135 p. + 24 Karten (*Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 22*).

Das vorliegende Werk greift ein altumstrittenes Problem, die Frühbesiedlung des Elsasses im ersten nachchristlichen Jahrtausend und ihre Nachwirkung ins Mittelalter hinein, wieder auf – ein Problem, an dessen Lösung der Germanist *Fr. Langenbeck* durch die Deutung der Ortsnamen seit Jahrzehnten mit zahlreichen, gewichtigen Beiträgen lebhaften und kritischen Anteil genommen hat. Die noch vor wenigen Jahrzehnten politisch belastete, leidenschaftlich und bei manchen Forschern hüben und drüben nicht immer objektiv geführte Diskussion läßt sich heute, wo sich das Sprachgrenzklima im Zeichen europäischer Gemeinschaft beruhigt hat, in freierer Weise führen.

Dieser offener gewordene Geist spricht aus der Arbeit Fr. Langenbecks, der die alte Frage hier, nach einem fortgeschrittenen Leben voll wissenschaftlicher und menschlicher Erfahrung und an einem stets weiter gehorteten, umfassenden Dokumentationsmaterial, von Grund aus neu zu durchdenken und dabei eben offensichtlich eine zeitgemäße, von nationalen Vorurteilen freie Haltung zu bewahren sucht. Der Verfasser

---

[7] Cf. A. COHEN and J. 'T HART, *On the anatomy of intonation, Lingua 19* (1967), 177.

[8] Cf. M. BIERWISCH, *Studia Grammatica 7*, Berlin 1966, p. 183 N2.

[9] F. DANEŠ, *Sentence intonation from a functional point of view, Word 16* (1960), 3.2. ss.; auch G. FAURE, *op. cit.*, p. 250 ss.

packt das Siedlungsproblem wieder von der besondern Frage nach Bestand und Dauer der vorgermanischen Ortsnamen, die Zeugnis für das Dasein und Weiterleben vordeutscher Bewohner sind, an. Dabei kann freilich die methodisch vorbildlich durchdachte Untersuchung nicht verzichten auf den Beitrag der Landes- und Kirchengeschichte, der Kulturgeographie, Archäologie und anderer Disziplinen, in deren lokalen Ergebnissen sich der Autor mit der Feststellung römischer und mittelalterlicher Straßenzüge, alter Burg- und Siedelstellen usw. vorzüglich auskennt. Dazu kommt das notwendige Wissen um den historisch gestuften Lautwandel sowohl in der germanischen wie der romanischen Sprache, das erst vorsichtige Schlüsse auf die Zeit des Erlöschens oder der Übernahme fremden Sprachguts erlaubt und vor allem Zustände der Zweisprachigkeit und der Symbiose von Volkstum verschiedener Zunge erhellen hilft.

Daß es einst elsässische Landschaften gegeben hat, in denen Romanen und Germanen noch zusammen gelebt und mehr oder minder lang im Kulturaustausch gestanden haben, ist eine wichtige Erkenntnis von Langenbecks neuem Werk.

Diametral stehen sich nämlich zwei siedlungsgeschichtliche Auffassungen gegenüber: die *Katastrophentheorie,* die mit der völligen Vernichtung der Vorbevölkerung durch die Alemanneneinfälle rechnet, und die *Kontinuitätstheorie,* nach der das gallorömische Volkstum die Landnahme überdauert hat und erst später germanisiert worden wäre. Die erstere Ansicht vom frühen und fast spurlosen Verschwinden der anderssprachigen Vorsiedler – im allgemeinen, wenn auch nicht ausschließlich die «deutsche» Theorie – hat auch Fr. Langenbeck früher teilen zu müssen geglaubt. Es zeugt für die Offenheit seiner Forschung, wenn er sie jetzt, gestützt auf neue Dokumente und neue Deutung, aufgibt und durch seine subtile Untersuchung das örtliche Weiterleben gallorömischer und noch späterer romanischer Sprache erhärtet und nun ihr mähliches Verschwinden gegen das Hochmittelalter hin aufdeckt.

Natürlich konnte das Hineinragen vordeutscher Namen in die spätere alemannisch-deutsche Namenlandschaft nie geleugnet werden. Besonders die vielen Flußnamen, die unser Buch p. 21 ss. zusammenstellt, zeugen eindeutig von vorgermanischen Menschen. Aber solche Namen konnten auch schon vor der Landnahme über räumliche Entfernung hinweg in den deutschen Mund gelangt sein, wie das etwa an der althochdeutschen Benennung des *Pos* als *Pfât* und anderen lautverschobenen Örtlichkeitsnamen im romanischen Süden leicht zu zeigen ist. Es gibt eben auch eine bloße Kontinuität des Namens und des Siedlungsraumes, der Wohnstätten, ohne Kontinuität der Menschen. Aber gerade auf den Erweis menschlicher Begegnungen im elsässischen Lande kommt es Fr. Langenbeck nun an, auf eine Kontinuität, die schon vom Archäologen in der ununterbrochenen Belegung der Friedhöfe aufgezeigt werden kann, die aber der Linguist durch die germanisch-romanische Lautmischung in den entlehnten Namen noch sinnfälliger darzustellen vermag.

Grundsätzlich ergeben sich für die heute im deutschen Mund nachlebenden lateinischen wie auch für die durch die Romanen weitergegebenen vorrömischen Namen mindestens vier Überlieferungsmöglichkeiten, die es jeweilen gegeneinander abzuwägen gilt: Solche Prägungen können 1. schon in der *Landnahmezeit* noch von den Römern übernommen worden sein. Hauptkennzeichen dieser Entlehnungen ist dann die an ihnen vollzogene hochdeutsche Lautverschiebung, etwa in *Zabern*, im 4. Jh. noch *in Tabernis.* Fremdnamen können aber 2. auch erst in *nachrömischer Zeit* aus *überlebenden Romanensiedlungen* ins Deutsche gekommen sein, und sie werden sich dann durch bestimmte Lautwandlungen der romanischen und deutschen Rede aus der

merowingisch-fränkischen Epoche als sekundäre Entlehnungen bestimmen lassen. Heutiges *Neugartheim* erweist sich als volksetymologische Entfaltung aus der im Mittelalter überlieferten Form *Nugerte*. Sie leitet sich von lat. *NUCARETUM 'Nußbaumhain' bzw. dessen romanischer Weiterentwicklung **nugaredu* her ab. Da erst im romanischen Mund durch einen Vorgang etwa des 6. Jh.s die lateinischen Tenues *c* (*k*) und *t* zwischenvokalisch zu *g* und *d* geworden sind, kann dieser Name den Deutschen vorher nicht bekannt gewesen sein. Die Media *d* von **nugaredu* ist dann aber nach der Übernahme in der letzten Phase der hochdeutschen Lautverschiebung wieder zu *t* geworden. Diese Wandlung fällt noch ins 8. Jh., und damit läßt sich die Zeit der nachrömischen Entlehnung ziemlich genau bestimmen. Solche romanische Namengebilde, die nicht mehr «vorgermanisch» sein können, lassen sich gelegentlich auch durch die lexikologische Forschung erkennen: ein *Dompeter*, das urkundlich als *Domus Petrus* erhärtet ist, gehört zu einer ganzen Gruppe von *domnus*-Namen, die P. Aebischer als Ganzes in die fränkische Zeit verweisen konnte.

Romanische Namen in der deutschen Landschaft können aber 3. auch erst in *karolingischer oder noch späterer Zeit* von *eingewanderten Romanen* in ihren elsässischen Kolonisationsgebieten neu gebildet worden und von da erst ins Deutsche hineingekommen sein. Dieser Vorgang läßt sich allerdings nicht allein durch späte Lautkennzeichen oder zeitgebundene Namentypen wahrscheinlich machen, sondern vor allem durch die Lage in der umgebenden Namenlandschaft. So scheinen *Wal(h)en*-Namen mit deutschen Grundwörtern wie *Walenbach, Walenbrunnen* u. ä. mitten in Gebieten von dichter Streuung altbezeugter germanischer Orts- und Flurnamen auf ein ursprünglich deutschbestimmtes Gelände zu deuten, auf dem sich später auch Romanen niedergelassen haben (I, p. 145). Oder wenn tief im Schwarzwald von den Dörfern *Bollenbach* und *Steinach* aus in den nahen Seitentälern Ausbausiedlungen errichtet wurden, die nun nicht, wie sonst häufig, mit *Ober-* abgeleitet sind, also nicht **Ober-Bollenbach*, **Ober-Steinach*, sondern *Welsch-Bollenbach, Welschen-Steinach* heißen, dann liegt der Schluß nahe, daß man hier für den Ausbau Romanen herangeholt hat, wohl solche, die auch in dem da schon früh belegten Bergbau erfahren waren (II, p. 49). Für solche Romanenansiedlungen bringt der Verfasser im einzelnen besondere Gründe bei: da etwa die altererbten Kenntnisse der Kolonisten im Weinbau, dort ihre Erfahrung im Bergbau und zugleich in der Waldarbeit usw.

Schließlich ist 4. mit *appellativischen Lehnwörtern* aus dem Romanischen der nachrömischen Jahrhunderte zu rechnen, die dann im Deutschen wieder zur eigenen Namenbildung verwendet werden konnten. Das Hauptbeispiel dafür, das von Langenbeck noch einmal ausführlich dargestellt wird (cf. II, p. 38–47), sind die weitverbreiteten *-weiler-Namen*, die letztlich auf das spätlateinische Adjektiv *villaris* zurückgehen, sich aber erst im Nordgallien nach der Jahrtausendmitte bedeutungsmäßig so entfaltet haben, daß sie zu einem unentbehrlichen Lehnwort für die eigene deutsche Namenwelt werden konnten.

Mit diesen möglichen geschichtlichen Vorgängen ist die Schwierigkeit der Erkenntnis und Einordnung des vordeutschen, nichtdeutschen Namenguts noch nicht voll erfaßt. Der kritische Erforscher der Namenwirklichkeit muß ferner noch die *gelehrten Latinisierungen* deutscher Namen in lateinischen Urkunden, anderseits aber auch – wie der Verfasser an Belegen dartut – die *Kanzleiverdeutschungen* ursprünglich romanischer Prägungen in Urbaren und Grenzbeschreibungen deutscher Herrschaften erkennen! Und bei den auch im Elsaß besonders häufigen Parallelbenennungen desselben Ortes in romanischer und germanischer Sprache sind die spätern «*Anpassungs-*

formen» säuberlich von den ursprünglich verschiedenartigen Bildungen und frühen Lehnübertragungen zu unterscheiden: *Cunelière* südlich von Belfort ist nach Langenbeck sicher die allein «echte» Namenform, zu der ein bloß angepaßtes deutsches *Kuniglieren* 1509 belegt ist. «Deutsche mit einer gewissen, nicht sehr vollkommenen Zweisprachigkeit müssen daraus [aus der französischen Namenform] 'cuiller' gehört haben; denn sie nannten den Ort nun '*Löffeldorf*', was also eine sehr 'nachträgliche' Zerrbenennung ist» (I, p. 182). Die oft sehr schwierigen Entscheidungen trifft Langenbeck stets mit großer Vorsicht und nur auf Grund wohlgesichteter Belege. Dabei ist er sich der Grenzen des Germanisten bewußt und möchte mancherorts das letzte Wort dem Romanisten oder Indogermanisten überlassen. Auch ist er immer wieder bereit, die Probleme noch offenzulassen, nicht bloß bei einzelnen Etymologien, sondern auch bei wichtigeren Schlüssen. Zu den vielen Namenpaaren wie *Baronsweiler/Bellemagny* usw. im Nordosten des Territoriums Belfort bemerkt er etwa abschließend: «Es ist schwer zu entscheiden, ob die französische oder die deutsche Form die ältere ist. Früher belegt sind die deutschen Formen, aber doch wohl erst nach Herausbildung der Sprachgrenze ...» (p. 182).

Der *erste Band* ist dem Unterfangen gewidmet, die gesamte Landschaft des heute deutschsprachigen Elsasses auf die vorgermanischen Namenprägungen hin zu untersuchen. Er beginnt mit einer Sichtung des *Flußnamensystems*, dessen größere Gewässer nach heute verbreiteter Ansicht die frühesten Zeugnisse menschlicher Geschichte enthalten, weil ihre Namen selten durch spätere Benennungen verdrängt worden sind (z. B. hier allerdings etwa der vorgermanische Name *Murg* durch das deutsche *Lauter*). Aufschlußreich ist, daß in der Rheinebene selbst kleinste Gewässer vorgermanische Namen tragen wie auch fast alle Rinnsale, die hier aus dem Schwarzwald und den Vogesen heraustreten. Doch die Masse der Bäche, die als bloße Nebenflüsse größerer Gewässer noch im Bergland des Schwarzwalds und der Vogesen ihren Lauf beenden, ist bezeichnenderweise germanisch, da in diesen Gebirgstälern wohl noch keine Namen dafür bestanden, als die alemannischen Siedler hier eintrafen.

Reiche Probleme bieten die vorgermanischen *Siedlungsnamen* im obern und untern Elsaß. Sie werden zuerst nach *sprachlichen* Kriterien gesichtet und so nach dem Grad ihrer Aussage befragt. Auf die noch aus der Antike überlieferten folgen die wenigstens eindeutig einer vordeutschen Frühschicht zuzuweisenden Namenformen späterer Belege, etwa Fügungen auf *-acum, -etum, -olum,* und schließlich die aus lautlichen Gründen noch der nachrömischen Zeit zugehörigen Gebilde (wie etwa *Gevenatten,* 1413 *Keuonat,* das zu mlat. **cabannatum* gestellt wird und dessen Weiterentwicklung in fr. *Chavannes,* dt. *Schaffnat,* zu erkennen wäre. In beiden Entfaltungsstufen entspricht aber im Deutschen dem lat. *-b-* [> *v*] der Reibelaut *f,* was auf Übernahme aus der Zeit nach 600 schließen läßt. Vorher wäre lat. *v* als *w* erhalten geblieben, z. B. in *vinum: Wein;* aber bei späterer Entlehnung ergibt sich das Paar *viola: Veilchen*). Eine letzte Kategorie in dieser sprachlichen Namensichtung bilden die «*nur wahrscheinlich*» *vorgermanischen Siedlungsnamen* oder die *umstrittenen,* die hier untergebracht sind, selbst wenn sich der Verfasser entschieden hat. In dieser Gruppe bietet nun das vieldiskutierte *Argentoratum/Straßburg* Anlaß zu neuer eingehender Erörterung. Für das Problem des Weiterlebens kommt freilich nur die Lautung *Straßburg* in Frage, da der wahrscheinlich aus kelt. *argento-* 'Silber' und *-rate* 'Festung' gefügte ältere Name früh nur noch als gelehrte Urkundenform ein papierenes Dasein führt. Für *Straßburg,* dessen älteste Lautung *Strateburgum* 589 ist, wäre – wie der Verfasser zugibt – eine lateinische Ableitung (*strata* 'Straße' + *burgus* 'Wachtturm') ebenso

wie die bekannte deutschsprachige Herleitung möglich. Doch hält er unter Beizug archäologischer, historischer und geographischer Gesichtspunkte am deutschen Ursprung fest und sieht darin die Benennung einer neuen alemannischen Siedlung vor den Mauern am Kreuzpunkt dreier Römerstraßen und eine sekundäre Namenübertragung auf die römische Stadt *Argentoratum*.

Im folgenden Kap. III werden die vorgermanischen Siedlungsnamen dann noch eingehender von der *geschichtlichen* Seite her beleuchtet, und es werden allgemeine Schlüsse aus ihrer Streuung gezogen: in der dichtbesiedelten *Rheinebene* sind sie, trotz zahlreichen vorgermanischen Bodenfunden, auffällig spärlich. Und die meisten, besonders die allein aus der Antike überlieferten Straßenstationsnamen, können den Germanen schon *vor* ihrem Einbruch bekannt geworden sein. Nach dem toponomastischen Zeugnis findet sich da wenig, was für eine Weiterexistenz romanischer Menschen sprechen würde, wenn vielleicht doch in den vorgermanisch benannten Orten, die später zu Mittelpunkten fränkischer Königs- oder Bischofsgüter geworden sind, noch Reste von Galloromanen verblieben sein könnten.

Schon etwas reicher ausgebreitet sind die vordeutschen Namen *am Fuß der Vogesen*, am Außenrand des durch *-ingen* und altes *-heim* gekennzeichneten frühen germanischen Siedlungsgebiets. An ihrer Lautform läßt sich erkennen, daß sie erst nach 600 den Alemannen bekannt wurden, da nur wenige das Merkmal der Lautverschiebung aufweisen, wie *Zabern, Wisch* (zu VICUS) und andere. Das Nachleben einer wenn auch nicht dichten romanischen Bevölkerung, die wohl den Weinbau pflegte, scheint hier gesichert, und Langenbeck ist bereit, in dieser Gegend eine «région à tradition galloromaine» im Sinne Burgs anzunehmen, wenn auch nicht mit dessen weiter Ausdehnung.

Demgegenüber finden sich im *Sundgau* gallorömische Siedlungsnamen in weit dichterer Streuung, besonders in der äußersten Südwestecke. Hier haben sich die Vorsiedler zweifellos am längsten gehalten, wenn auch keineswegs in so großer Zahl und so lange, wie es etwa die Namen für die Moselgegend, den Raum um Salzburg oder gar für das Alpenrheintal oberhalb des Bodensees zusammen mit dokumentarischen Belegen dartun. Im Sundgau handelt es sich um Relikte aus einer Zeit der Zweisprachigkeit des westfränkischen Reichs, für die besonders die verschiedenen Typen der einst viel weiter verbreiteten und damals überaus zahlreichen deutsch-französischen *Doppelnamen* zeugen (p. 79 ss.). An der Sprachgrenze im Bereich des Sundgaus und der Burgundischen Pforte sind sie eben noch erhalten geblieben, und sie lassen sich in erstaunlicher Fülle mit germanischer Kompositionsform (*Avricourt*-Typus) und mit romanischer Fügeweise bis in den Berner Jura hinein verfolgen (cf. die wertvolle statistische Zusammenstellung der Namenpaare für diese zusammenhängende südwestliche Sprachgrenzlandschaft von Sundgau und Jura mit siedlungsgeschichtlicher Begründung p. 172 ss.). In der von Germanen zufrühst besetzten Rheinebene ist danach der spätere Ortsnamenausgleich auch am radikalsten zugunsten deutschgeprägter Einnamigkeit erfolgt, wohl weil hier die Alemannen in besonderer Stärke wohnten und immer neuen Nachschub erhielten.

Die Kap. IV bis VI schildern nun die *einzelnen Landschaften* der zentralen rheinischen Talfläche, des «Krummen Elsasses», d. h. des deutschsprachigen Gebiets auf der lothringischen Hochebene, des hügelreichen Vogesenrandes, der Vogesen und schließlich des eben erwähnten Sundgaus namenkundlich eingehend und untersuchen sie behutsam bis ins Einzelne auf den Bestand vorgermanischer Namenreste im Gelände und in den Dokumenten. Das Ganze schließt sich zu einer packenden Geschichte

der Frühbesiedlung des elsässischen Landes. Es wäre unmöglich, die hier gebotene Fülle der Erkenntnisse und Ergebnisse in einer Besprechung zu erwähnen und zu diskutieren.

Hervorgehoben werden müßte aber doch der Tatbestand, daß der Vogesenrand, der längere Zeit eine wohl hieher ausgewichene Romanenbevölkerung beherbergt hat, in den noch kaum besiedelten *Vogesen* kein Hinterland gehabt hat. Das erklärt den baldigen Untergang vordeutscher Relikte und die Auffüllung auch dieses vorgelagerten Randgebiets schon in der fränkischen Epoche mit jüngern *-heim-* und *-hofen-*Namen vom sogenannten Bethge-Typus, vor allem aber mit *-weiler-*Prägungen der frühen Ausbauzeit. In die zur Besiedlung einladenden Ostvogesentäler sind dann erst die nachrückenden Alemannen vorgestoßen, ja sie haben später aus viehwirtschaftlichen Gründen sogar den Kamm des Gebirgs überstiegen und sind auf die Westabdachung hinübergelangt, die als die rauhe Wetterseite mit einer wilden Waldbarriere dem Einzug der Romanen von der andern Seite her länger Widerstand entgegengesetzt hat. Nur im nördlichen Vogesenbereich ist es anders: da haben die westlichen Vogesenklöster, insbesondere St-Dié, eine rege Kolonistentätigkeit entfaltet, und hier konnte das bäuerliche Romanentum sogar über die Pässe in die Talhöhen auf der Ostseite hinübergelangen. Folgt man dem Verfasser in alle elsässischen Täler des Wasgengebirgs, so ergibt sich ein überaus vielfältiges Bild einstigen Nebeneinanders hier, einstiger Siedlungsdurchdringung dort, früher Zweisprachigkeit und folgender Verdeutschung wie auch mittelalterlicher Romanisierung durch neuen Zuzug.

Im *2. Band* seiner «Studien zur elsässischen Siedlungsgeschichte» behandelt Langenbeck eine Reihe von Sonderproblemen, die er zum Teil schon in früheren Arbeiten zu erhellen versucht hat. Jetzt geht es ihm offenbar hauptsächlich darum, seine Erkenntnisse zusammenzufassen und mit neugewonnenen Argumenten zu begründen.

Der im Elsaß achtmal belegte Flurname *Altwick* wird mit gutem Recht von den vordeutschen VICUS-Ortsnamen abgehoben und als eine zur Sippe von deutsch *Weg* gehörige Benennung erkannt.

Meisterlich faßt Langenbeck in Kap. IX nochmals das Problem der *-weiler-*Namen zusammen, stellt es in den Zusammenhang der germanisch-romanischen Symbiose des Merowingerreichs und seiner «gemischten» Kultur- und Landessprache, um es schließlich – wieder mit reichem Beleggut – als zeitgebundenes deutsches Lehnappellativ zu erweisen, mit dem dann eine ganze Schicht heimischer Ausbaunamen gebildet wurde. – Kap. X greift die *Walhen-*Namen wieder auf, die zweifellos für vordeutsche oder nichtdeutsche Siedlungen sprechen. Aber es können – wie an zwei außerelsässischen Belegen der Salzburger Gegend und des Schwarzwalds demonstriert wird – Niederlassungen aus der Römerzeit oder erst aus dem Mittelalter damit bezeichnet sein.

Aufschlußreich ist die Auseinandersetzung mit andersdenkenden Forschern über die *Herkunft der nichtgermanischen Nebennamen elsässischer Klöster* (Kap. VIII): Für unsern Verfasser stehen die nur spätüberlieferten Zubenennungen *Novientum* für Ebersmünster und *Aquilea* für Maursmünster im Verdacht bloß mittelalterlicher Erfindung, und bei *Confluens* für das Kloster Münster könnte es sich um ein mißverstandenes Appellativ der lateinischen Urkunden handeln.

Den heftig umstrittenen *Namen «Elsaß»,* dessen Belegfülle und bisherige Deutungsgeschichte Kap. XII darlegt, faßt auch Langenbeck mit eingehender sprachlicher und geschichtlicher Begründung als eine deutsche Prägung im längsterkannten Sinn von **Ali-saz* 'fremder Wohnsitz'. Aber er bestimmt den Namen letztlich als eine Schöpfung der Franken für ihre im obern, alemannischen Elsaß in isolierter Min-

derheit und in der gefahrvollen Zeit nach 600 siedelnden Stammesgenossen bzw. dann für deren Wohnbereich.

Wie der Verfasser des vorliegenden Werks *methodisch* vorgeht, veranschaulicht er beispielhaft noch einmal in der Abhandlung über *Vorgermanische Flurnamen* (Kap. XI). Daß in einer Untersuchung zur Siedlungsgeschichte überhaupt das Flurnamenzeugnis herangezogen wird, ist bemerkenswert, da das noch keineswegs allgemein üblich ist. Aber Langenbeck widerspricht (wie E. Schwarz, W. Kleiber, St. Sonderegger u. a.) der Auffassung, daß die dem Wechsel zwar stärker unterworfenen Benennungen der Flur keine Einblicke in die Frühzeit böten, und weist vor allem in der «konservativen» Sundgau-Ecke zu den vorgermanischen Ortsnamen auch viele ebenso alte Geländenamen nach. Diese toponomastischen Prägungen können, wie es L. Risch 1932 für das Oberelsaß gezeigt hat, durch dasselbe Verfahren, das der Verfasser bereits bei den Siedlungsnamen vielfältig angewandt hat, zum Sprechen gebracht werden: Erkenntnisse über die Zeit der Übernahme ins Deutsche und damit über das Weiterbestehen romanischer Elemente noch nach der Wende der Völkerwanderungszeit ergeben sich auch da aus dem Spiel- und Widerspiel der datierbaren romanischen und deutschen Lautwandlungen. Im Sundgau erscheint noch häufig der FN *Noden,* der sich von gall. **nauda* ableitet und im Französischen zu *noue* geworden ist. Da er weder den romanischen Ausfall von intervokalischem *d* noch die hochdeutsche Lautverschiebung von *d* zu *t* mitgemacht hat, wohl aber die Monophthongierung von *au* zu *ō,* die romanische oder die entsprechende deutsche, aufweist, muß die Übernahme etwa zwischen 700 und 750 eingetreten sein. Erst später dagegen, nach Erlöschen des deutschen Vereinlautungsvorgangs, kann das Diminutiv *Naudel* (**naudella*) übernommen worden sein. – Besonders eindrückliche Stufungen ergeben sich bekanntlich aus den Lautverschiebungstatbeständen: so erscheint **calmis* (fr. *chaume*) – wie das W. Kleiber auch für den Schwarzwald und die alpine Westschweiz erwiesen hat – sowohl mit dem ältesten *k*-Anlaut (1494 *Kalmisberg*) als auch mit dem spätern «Ersatzlaut» *g-* (1567 uff den *Gallmann*) wie schließlich, bereits von der romanischen Palatalisierung *ca-* zu *tscha-* erfaßt, in der deutschen Form *Schalm.*

Nicht einverstanden wird man mit der Deutung *Bratz* (1781 *Bratzenmatten*) als frühes, lautverschobenes Gebilde zu lat. PRATUM sein können. Denn aus *prat-* hätte sich eine Form mit Reibelaut *z,* nhd. *-ss,* ergeben müssen. Bei wahrscheinlich schon vorgefundener intervokalischer Lenisierung **prad-um* aber hätte im Deutschen ein *t* entstehen müssen. Die normale Frühentwicklung ergäbe demnach *pfrat-,* eine Lautung, die ja vom Verfasser auch einmal im Elsaß belegt wird: 1470 *in der Pfrattelon.* Bedenken hat dieser selbst wegen des unverschobenen Labialanlauts in *Bratz,* der in der Verschiebungschronologie ja erst nachfolgt, also ebenfalls verändert sein sollte. Der nicht romanistisch geschulte Rezensent möchte den Auslaut *-tz* (*-ts*) vermutungsweise noch der dialektalen romanischen Entwicklung (allenfalls bei Erhaltung eines flexivischen *-s*) zuschreiben. Die sporadische Wiedergabe von lat. *p-* durch *b-* aber ist ihm im rätischen Sprachgrenzland wohlbekannt: die Walser in Safien haben ursprüngliches **pratellum* im FN *Bardell* erhalten, ihre Stammesgenossen über der Rabiusa nennen dagegen ihr Dorf nach demselben lateinischen Grundwort *Praden.*

Es ist schade, daß der Verfasser bei all seinem reichen Beleggut und trotz aufschlußreichen Hinweisen auf romanische Mundartentwicklungen – etwa mit der Lautform *Trobo,* einer Eigenentwicklung der Vorbewohner für den Stadtnamen *Straßburg* aus früher romanischer Grundlage – gerade die *deutschelsässischen Dialektformen* der Namen nirgends heranzieht. Er hätte daraus möglicherweise doch einiges erhellen kön-

nen, vielleicht den 1444 belegten FN *Schanlit,* den er als «Entstellung» von **Schoenlit,* zu germ. *lîte* 'Hang' stellt. Die Grundlage dürfte eher umlautloses **Schōn-* sein, wie im Bernerland auch das heutige *Schangnau* «mundartgesetzlich» aus früherem *Schon-gau* erwachsen ist.

Fragen stellen sich natürlich noch anderweitig: ob man z. B. das im Süden des deutschen Sprachgebiets weitverbreitete *Bonacker* wirklich zu kelt. *bonna* 'Grund, Fruchtboden' stellen muß, da es nur in dieser Zusammensetzung vorkommt? Näher liegt doch wohl ein schlichtes deutsch-landwirtschaftliches *Bohn(en)acker.*

Man mag auch die oft erstaunlich exakten Datierungen, die sich nach den «Gesetzen» des Lautwandels für Orts- und Flurnamen ergeben, bloß *cum grano salis* nehmen – die Tragfähigkeit der Methode ist im vorliegenden Werk Langenbecks nochmals an einem umfassenden Material erwiesen! Vor allem werden durch sie eben deutliche Zeit*stufen* fixiert. Es kann gezeigt werden, daß oft der Siedlungsname älter ist als die ebenfalls vordeutsche Flurbenennung. Der Name des Orts reicht häufig, durch Verschiebungskennzeichen ausgewiesen, in die Landnahmezeit zurück, während die Geländebenennungen erst mählich in den Jahrhunderten vor der Jahrtausendwende durch mitsiedelnde Romanen erwachsen sind. Wo aber solche romanischen Örtlichkeitsnamen Merkmale noch späterer Zeit tragen, *müssen* sie nach Langenbeck im Elsaß von anderssprachigen sekundären Einwanderern herstammen.

Langenbecks Lebenswerk zur elsässischen Namen- und Siedlungsgeschichte ist eine vorbildliche Leistung, vorbildlich auch für die schweizerische Ortsnamenforschung, die es auf weiter Fläche ja mit ähnlichen Fragen einstiger sprachlicher Symbiose und ihrer Nachwirkung im heutigen Namenbestand zu tun hat.

Paul Zinsli

*

Atlas der schweizerischen Volkskunde, hg. von Paul Geiger und Richard Weiss, in Zusammenarbeit mit Walter Escher und Elsbeth Liebl: II. Teil, Lieferungen 5 und 6, Karten 215–232, 233–246 und Kommentar p. 393–582, Basel (Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde) 1959 und 1963.

Während der Ausarbeitung der Lieferung II/6 wurde das Werk vom plötzlichen Tode des zweiten Herausgebers, Richard Weiss, betroffen. Er war am 29. Juli 1962 einem Unfall in den Bergen erlegen. Es ergibt sich somit nach der Lieferung II/6 eine gewisse Zäsur, indem bis zu dieser Lieferung das Werk noch unter der Leitung eines der beiden Begründer erarbeitet wurde. Alle weitern Lieferungen werden nun von den ehemaligen Mitarbeitern verfaßt. Die langjährige Zusammenarbeit von W. Escher und E. Liebl mit den Schöpfern des Werkes lassen aber eine Weiterführung im Sinne der Begründer erwarten.

Die beiden vorliegenden Lieferungen bringen Karten über bedeutende Ereignisse im menschlichen Leben: Geburtstag, Hochzeit, Tod und Begräbnis (II/5), und führen dann weiter zur Darstellung der Verbreitung volkstümlicher Gestalten und Vorstellungen, wie z. B. des Kinderschrecks, sowie zu Formeln und Sprüchen bei bestimmten Vorfällen wie Niesen, Schluckauf oder Ohrenläuten (II/6).

Bei den Geburtstags- und Namenstagsfeiern fällt ein gewisses Schwanken im Brauchtum auf; die Aufnahmen fielen wohl gerade in eine Umbruchzeit hinein. Dabei

zeigen die paritätischen Gemeinden der Ostschweiz andeutungsweise einen Unterschied der Konfessionen: die Katholiken neigen eher zur Betonung des Namenstages, während die Protestanten dem Geburtstag die größere Bedeutung beimessen. Diese Erklärung wird noch unterstrichen durch die Tatsache, daß die mehrheitlich protestantische Westschweiz Namenstagsfeiern nicht zu kennen scheint. Immerhin zeigen die gemeinsamen Veranstaltungen für Träger des gleichen Vornamens doch auch die gegenteilige Tendenz. Vielleicht fallen solche Tage mit andern bedeutenden Ereignissen des Jahreslaufes zusammen und geben so dem Tag ein besonderes Gewicht. So war der Konradi-Tag in der Gegend des Untersees durch die Fangzeit des Gangfisches ausgezeichnet und darum allgemein bekannt; dabei ist aber auch bekannt, daß ein Träger des Namens Konrad an dem Tage ein besonderes Geschenk bekommt. Auch der Jakobi-Tag ist als Termin in der Landwirtschaft bekannt, konnte man doch an diesem Tag auf die Jakobi-Äpfel, eine besonders frühe Sorte, rechnen. Auffällig ist das Fehlen des Würgens an Namens- oder Geburtstag in der ganzen Westschweiz. Im Tessin sind einige ähnliche Bräuche bekannt; Graubünden, vor allem seine romanischen Gebiete, kennen kaum ein entsprechendes Brauchtum. Wir hätten hier einmal den seltenen Fall, daß die Sprachgrenze auch eine Grenze für volkskundliche Fakten ist.

Mit den folgenden Karten berührt das Werk die eigentliche Intimsphäre der Menschen. Es ist leicht verständlich, daß die Kartenbilder weniger deutlich ausfallen und daß oft Lücken auftreten. Für den Explorator ist es viel leichter, das Vorhandensein oder Fehlen eines Ackerbaugeräts oder einer Transportmöglichkeit festzustellen, als religiöse Vorstellungen zu erfragen. Auch Zwischenstufen, in denen ein Gerät noch bekannt, aber nicht mehr verwendet wird, lassen sich meist gut erfragen. Wenn der Gewährsmann aber über sehr persönliche Ansichten und Vorstellungen Auskunft geben soll, braucht es ein gutes Einvernehmen, fast ein Vertrauensverhältnis zwischen dem Auskunftgebenden und dem Explorator. Dieses Vertrauensverhältnis, das nahe an eine Freundschaft grenzt, ist in der kurzen Zeit einer Aufnahme für Atlanten nur schwer zu erreichen, und wir müssen mit gewissen Lücken rechnen, die wohl durch die Natur der Sache bedingt sind. Dankbar wäre der Leser der Karte für gewisse Angaben über den Grund solcher Lücken. Wohl informiert uns die Verfasserin im Kommentar ganz allgemein über die verschiedenen Einstellungen der Gewährsleute, ob sie selbst z. B. an Todesvorzeichen glauben oder ob sie nur eine bekannte Volksmeinung wiedergeben, selbst sich aber davon distanzieren, also keine eigene Stellung beziehen wollen. Leider fehlen aber genauere Angaben über negative Punkte. War die Auskunft des Gewährsmannes wirklich ablehnend, verneinend, oder sagte er nur, er wisse nichts von solchen Vorzeichen? Daß R. Weiss Wert auf solche negative Punkte legte, zeigt die Karte II/245 über die Gleichzeitigkeit eines Geschehens. Es ist eine der letzten von Weiss selbst entworfenen Karten, in der er die negativen Punkte mit einem eigenen Zeichen bezeichnet. Damit ergeben sich ebenfalls geographische Gesichtspunkte, allerdings in negativem Sinn. Wenn wir die verschiedenen Karten über die Todesvorzeichen nebeneinanderlegen, erhellt daraus, daß z. B. die Antworten aus dem obern Tessintal ausgesprochen negativ ausfallen. Hier wäre ein Hinweis über den Eindruck des Explorators, ob tatsächlich eine Leere bestehe oder ob nur eine zurückhaltende oder abweisende Haltung der Gewährsleute Ursache des negativen Resultats waren, von großem Vorteil. Es scheint mir, daß das Problem dieser negativen Punkte eine besondere Beachtung verdient und überlegt werden sollte.

Klar ist natürlich, daß der Verfasser einer Karte nicht mehr geben kann, als er von

seinem Explorator erhält. In diesen Kapiteln über persönliche Einstellung zu Lebensfragen und Erlebnissen fließen die Materialien verschieden ausführlich; denn es war ja nicht zum voraus zu sehen, ob eine Frage ergiebig sein würde oder nicht. So hat Elsbeth Liebl auf die Darstellung der genannten Pflanzen, die zum Schmuck des Grabes hauptsächlich verwendet werden, verzichtet, wohl mit Recht, da nach den Ausführungen im Kommentar (p. 511 s.) kaum mit einem geographisch aufschlußreichen Bild zu rechnen war. Vielleicht dürfte man mit dem Verzicht auf gewisse Karten noch weiter gehen. Die Karte 234, die Aufschluß erteilt über bestimmte Pflanzen oder Farben, die bei Gräbern gemieden werden, nennt Elsbeth Liebl eine Reliktkarte. Ich frage mich aber, ob aus den wenigen, auf weite Gebiete verstreuten Zeichen, die durch große leere Felder voneinander getrennt sind, haltbare Schlüsse zu ziehen sind. Eine Darstellung im Kommentar, vielleicht in Tabellenform, würde wahrscheinlich ausreichen. Es scheint doch, daß dieses Problem geographisch nicht zu lösen ist. Eine eingehende Studie an Ort und Stelle, die auf genauen Kenntnissen der örtlichen Verhältnisse aufbaut, könnte hier vielleicht weiterführen. Aufgezählte Punkte wären dabei vorteilhafte Hinweise für solche Spezialuntersuchungen.

Eine weitere Frage möchte ich noch aufwerfen. Ich erwähnte bereits die Tatsache, daß die Karte über das Würgen an Geburts- oder Namenstagen die Sprachgrenze recht gut durchleuchten läßt. Selbstverständlich bestätigen auch hier die Ausnahmen die Regel. Das Tessin kennt das Ziehen am Ohrläppchen, was an ganz vereinzelten Punkten in der Westschweiz und in Graubünden auch auftritt. Anderseits zeigt außer der ganzen französischen Schweiz und dem ganzen Kanton Graubünden auch das Berner Oberland ein absolutes Fehlen dieses Brauches. Es ist ja bekannt, daß der Atlas in vielen Fällen gezeigt hat, daß die Sprachgrenze für volkskundliche Fakten oft ganz unbedeutend, ja fast nicht existent erscheint. Man lasse sich dabei durch die mehrheitlich sprachlichen Karten 241 (Formeln beim Niesen) und 243 (Sprüche und Verhalten beim Schluckauf) nicht täuschen. Selbstverständlich tritt hier die Sprachgrenze in Erscheinung, weil der Verfasser auch für ähnliche Wünsche in deutsch und französisch verschiedene Zeichen wählte. Immerhin zeigt die Karte 242 doch, daß «Gesundheit», «santé» und «salute» sich über das ganze Gebiet der Schweiz ausbreiten. Anderseits wird die verhältnismäßig saubere Trennung von Karte 243 durch die folgende, die das Verhalten beim Schluckauf darstellt, total verwischt. Praktiken östlich und westlich der Sprachgrenze, südlich und nördlich der Alpen sind weitgehend ähnlich oder gar gleich.

Mit der gleichen Blickrichtung aus sprachlicher Sicht möchte ich nun noch die zwei Karten über Hochzeitsbräuche 223 und 224 betrachten. Auf beiden Karten stellen wir fest, daß dem im schweizerdeutschen Mittelland weitverbreiteten und allgemein bekannten «Spannen», dem Aufhalten des Hochzeitszuges durch eine Barrikade, meist mit Stangen oder Seilen, ein allmähliches Ausfransen des Brauches in der Westschweiz gegenübersteht. Freiburg und große Teile des Waadtlandes kennen den Brauch noch, weitgehend ist er aber veraltet. Das Wallis kennt gar nichts ähnliches; in Genf und Neuenburg trat der Brauch früher vereinzelt auf. Auch die verwendeten Gegenstände sind in Freiburg und Waadt die gleichen: Stangen, Seile, eventuell noch Bänder. Beim Halt mußte der Bräutigam seine Freiheit und Entlassung aus dem Stand der Ledigen erkaufen; er mußte eine bestimmte Summe entrichten. Doch auch ohne dies wurde vom Hochzeitszug aus, aus Kutschen und neuerdings sogar aus Automobilen heraus, Zuckerwerk verteilt; früher wurden gar Münzen unter die versammelten Zuschauer geworfen.

Auffallenderweise erscheint nun auf der Karte 224 ein anderer Brauch, nämlich daß die jungen Leute des Dorfes dem neuvermählten Ehepaar einen Trunk offerieren, oft auch wörtlich Glück und Segen auf den Weg zu zweien wünschen. Dieser Brauch, verhältnismäßig gut bekannt im Kanton Waadt und im Berner Jura, reicht weiter bis in das angrenzende deutsche Gebiet in Freiburg und Berner Oberland sowie in die der Sprachgrenze naheliegenden Gebiete von Baselland und Solothurn. Der Unterschied liegt vor allem darin, daß hier das junge Ehepaar nicht zum Bezahlen eines Tributs aufgefordert wird, sondern von den Altersgenossen beschenkt wird; daß der junge Ehemann die Glückswünsche durch einen Obolus verdankt, ändert an der umgekehrten Anlage des Brauches nichts. Ähnliche Gepflogenheiten scheinen in Frankreich verankert zu sein und auf unser Gebiet ausgestrahlt zu haben. In der Tat ist das Spannen im französischen Territorium sehr verschieden bekannt; neben Gegenden, die den Brauch noch heute kennen, liegen weite Landstriche, die ihn überhaupt nicht kennen. Auch das Offerieren von Wein beim Verlassen der Kirche ist in Frankreich nicht unbekannt und vielfach bezeugt. Wir stehen hier vielleicht vor dem Fall, daß zwei Traditionen sich überschneiden; eine in westlicher Richtung, die andere in entgegengesetztem Sinn. Das Ausfallen des Wallis auf dieser Karte könnte uns auch darauf aufmerksam machen, daß mit dem Spannen eine für das französische Volksleben nicht besonders wichtige Phase im Brauchtum der Hochzeit gewählt wurde. Es wäre wohl interessant, zu verfolgen, wie ein ausgesprochenes französisches Brauchelement sich verhalten würde, wie weit es gegen die Sprachgrenze vorrückt, diese eventuell sogar überschreitet. Ich denke hier vor allem an die Hochzeitsnacht, in der sehr oft die Braut entführt wird, oder an die vielen Späße, die sich die Jungmannschaft des französischen Dorfes dem Hochzeitspaar gegenüber erlaubt. An solchen Beispielen könnte die Verflechtung französischen und deutschen Brauchtums aufgezeigt werden. Notwendig ist dazu, daß ein Problem wirklich aus der Blickrichtung des französischen Sprachgebiets betrachtet und studiert würde.

Wir wissen, daß Bestrebungen bestehen, die verschiedenen Atlaswerke zu einer Gesamtschau zu vereinen. Es sollen gewisse Probleme auf Grund der nationalen Atlanten zu einer Karte von übernationaler Bedeutung verarbeitet werden. Hier ist nun gerade der schweizerische Atlas aufgerufen, den Einfluß der romanischen Kultur zu zeigen und diese Komponente in der internationalen Betrachtung zu vertreten. Wir wissen, wie sehr z. B. die Volkskundler Österreichs auf das Studium der Einflüsse aus den slawischen Nachbarländern Wert legen. Aber auch auf deutschem Gebiet kennt man das Problem der Verflechtung mit dem slawischen Osten. Die Schweiz, die Anteil hat an den drei Kulturen, der deutschen, französischen und der italienischen, ist geradezu prädestiniert dazu, die Vermittlerrolle zu spielen zwischen dem deutschen Brauchtum in der Südwestecke des germanischen Gebiets und dem Volkstum der romanischen Welt in Westeuropa und südlich der Alpen. Hier öffnet sich unserm Atlaswerk eine Aufgabe, die ihm eine Bedeutung weit über unsere nationalen Grenzen gibt, eine Aufgabe, wie sie oft der Schweiz gestellt wurde: Vermittlerin zwischen den beiden großen Kulturkreisen, den germanischen und romanischen Völkern zu spielen.

Wilhelm Egloff

*